J. H.
Arch.
ö
16.

10.

~~VII 539~~

Arch. o. 16

J. H.

Beschreibung

einer

neuentdeckten alten germanischen

Grabstätte

nebst

Erklärung der darin gefundenen

Alterthümer;

zugleich

etwas zur Charakteristik alter römischer und germanischer Leichengebräuche und Gräber.

Von

K. A. Kortum,

der Arznei Doktor und Bergarzt.

Mit einer Holzschnitttafel.

Dortmund,
bei den Gebrüdern Mallinckrodt,
1804.

Vorrede.

Die uralte germanische Grabstätte, von welcher die gegenwärtige kleine Schrift handelt, verdiente eine genaue Beschreibung. Mir ist nicht bekannt, daß jemals in dieser Gegend, welche die Sicamberer und Brukterer bewohnt haben, solche gefunden sind, obgleich nicht daran gezweifelt werden kann, daß deren mehrere in der Provinz verborgen sind. Vielleicht gibt diese Schrift Gelegenheit und Aufmunterung, daß man künftig mehr darauf achten werde, als bisher geschehen ist; weswegen ich dann auch das nöthige Charakteristische altdeutscher und römischer Gräber mit habe einfließen lassen. Daß überhaupt durch die in alten deutschen Gräbern gefundenen Sachen manches Stück der Geschichte und Lebensweise der ältern Germanier aufgeklärt werden könne, bedarf keines Beweises.

Mein öffentlich gegebenes Versprechen, die in jener Grabstätte angetroffenen Alterthümer zu erklären, habe ich so gut, als es mir bei häufigen andern Geschäften möglich war, erfüllt. Wenn hier und da Aristarchen mich leidenschaftlich tadeln wollen, so kümmert solches mich nicht. Nur Erinnerungen solcher vaterländischer verdienstvoller Geschichtforscher, wie z. B. Aschenberg und Möller sind, würde ich mit Dank annehmen und bei ähnlichen Gelegenheiten nutzen.

Vorrede.

Daß die Formen und Umrisse der im Grabe gefundenen Sachen nur in rohen einfachen Holzschnitten schlechtweg vorgestellt sind, hat darin seinen zureichenden Grund, weil es durchaus an jeder Gelegenheit fehlte, eigentliche feine Schnitte oder auch Kupferstiche zu liefern, diese auch ohnehin die Schrift selbst nur theuerer gemacht haben würden. Zudem wäre auch die Ausgabe derselben dadurch verzögert worden, mit welcher ich doch eilen mußte, weil höhere Stimmen mich dazu aufforderten.

Die Umrisse sind übrigens getreu, und sie beizufügen, hielt ich darum für nöthig, weil man dadurch wenigstens einen deutlichern Begriff von den gefundenen Sachen erhält, als eine bloße Beschreibung geben konnte; besonders war die Abbildung der äusserst merkwürdigen gefundenen Steinschrift unentbehrlich.

Das königl. preuß. Obergamt läßt die durch ungünstige Witterung unterbrochen gewesene Untersuchung des Ruhenthals jezt mit allem Eifer fortsetzen, und schon sind, seitdem ich diese Schrift dem Drucke übergab, verschiedene sonderbare unterirdische Ruinen und mehrere Urnen nebst andern Alterthümern entdeckt, welche eine künftige Beschreibung ebenfalls verdienen.

Bochum im Brachmonate 1804.

Der Verfasser.

§. 1.

Geschichte der Entdeckung der Grabstätte.

In dem zur Grafschaft Mark gehörigen Freigerichte Bruch befindet sich, nordwärts der Ruhr, anderthalb Stunden von Bochum, zwischen dem Rittersitze und Kirchdorfe Weitmar und der Stadt Hattingen, ein großes Thal. Einen Theil desselben nehmen sehr schöne Viehweiden ein. Dem ganzen Thale fließt der Ruhrstrom nahe vorbei. Jenseits des Stroms liegt, fast gerade gegenüber, das alte Schloß Bruch oder Bruck. Von den andern Seiten her wird dieses Thal von Bergen und Gehölz umschränkt. Man nennt es das Ruhenthal, Ruenthal, oder Rauenthal. Es ist seit mehreren Jahren zu einer Niederlage der

Kohlen, welche auf dem Ruhrstrome in kleinen Schiffen hinab geführt werden, gebraucht; denn in der Nähe desselben sind viele Kohlenbergwerke. Nur einige wenige kleine Häuser sind im Thale und ein Stahlhammer, welcher von einem kleinen Bache getrieben wird, der vom Dorfe Linden herkommt, und in die Ruhr sich ergießt. Die Ruhr fließt, wegen der Flachheit des Bodens, hier langsam, tritt aber bei lange anhaltendem Regen oft aus und überschwemmt einen Theil des Thals. Die Erde desselben ist fettig. Das Thal hat, besonders im Herbste und Winter, wenn die Wiesen und Viehweiden ihr Gras und die Bäume ihr Laub verloren haben, etwas schauerlich romantisches. Aus dem fetten Boden und den daselbst aufgethürmten Kohlenhaufen entwickeln sich viele Dünste, welche mehrmals als Irrwische erscheinen. Der in dieser Provinz noch herrschende Volksaberglaube hat auch zuweilen den Wanderer, zur Abend- und Nachtzeit, hier Gespenster sehen und Vorgeschichten hören lassen, um so mehr, da eine alte, nicht unwahrscheinliche Sage versichert, daß in diesem Thale in alten Zeiten der deutsche Götze Crodo verehrt worden sey; auch weil sich noch sehr viele Spuren eines zerstörten Schlosses, dessen Ruinen sich bis in die Ruhr erstrecken nnd bei kleinem Wasser sichtbar werden, hier befinden. Das gedachte Schloß soll vom Geschlechte der von Hardenberg erbaut und von den Grafen von der Mark im Jahr 1287 zerstöret seyn; die Herren, welche es bewohnten, sollen sich von Ruen-

thal genannt haben, ihr Geschlecht aber ist ausgestorben *).

§. 2.

Im Anfange Oktobers 1803 waren einige Arbeiter mit Anlegung einer Mauer zur Beschützung der Kohlenniederlage gegen die Gewalt des Ruhrwassers daselbst beschäftigt. Als sie etwa 5 Fuß tief in die Erde gegraben hatten, um den Grund zu legen, trafen sie zuerst auf eine dicke und feste Mauer und neben derselben fanden sie noch eine. Sie gruben ungefähr vier Fuß im Viereck, und räumten die zwischen beiden Mauern liegende fette Erde fort. Als sie noch einige Fuß tiefer gegraben hatten, fanden sie etliche thönerne Krüge und zwischen und unter denselben mehrere Ziegelsteine, auch einige Dachschiefer. Einen einzigen Krug brachten sie ganz, von den andern aber nur die Scherben heraus. Mehrere Stücke von verrostetem Eisen in mancherlei Form lagen auch dabei; so wie viele große und kleine Knochenstücke, auch Holzkohlen und ein sogenannter Donnerkeil. Der ganz gebliebene Krug war mit einer sehr schmierichten Erde, worunter Knochen und Holzkohlen gemischt waren, angefüllt und er hatte einen Deckel von Schiefer. Zwischen den Scherben der übrigen Krüge fand sich eben dasselbe. Die Arbeiter, welche sich von dem, was sie gefunden hatten, keinen

*) v. Steinens westfäl. Gesch. 4r Th. 28stes St.

Begriff machen konnten, wollten alles an Ort und Stelle liegen lassen. Einer von ihnen nahm aber doch den Krug, nebst dem Donnerkeile und einigen Knochen und Eisenstücken des Abends mit nach Hause. Er wohnte in Weitmar, und weil er mit dem Prediger daselbst, Herrn Petersen, bekannt war: so gab er demselben alles und erzählte, wo und wie es gefunden sey. Gedachter Prediger, ein Mann von Kenntnissen auch jenseits des theologischen Faches, urtheilte gleich, daß im Ruhenthale eine alte Grabstätte und der thönerne Krug eine Urne seyn müsse. Er nahm die Stätte in Augenschein, rettete von den verworfenen Sachen und Resten des Alterthums, was er konnte, und als einer meiner besten Freunde sandte er mir alles als Geschenk zu, und theilte mir mündlich seine Bemerkungen über das Lokale mit.

§. 3.

Die Ansicht der ganz erhaltenen Urne, so wie der Scherben der übrigen, nebst der andern dabei gefundenen Sachen überzeugte mich sofort, daß sie nicht römischer, sondern germanischer Abkunft seyn und der Platz, wo sie gefunden waren, für eine uralte deutsche Grabstätte gehalten werden müsse, welche eine genauere Untersuchung verdiene; um desto mehr, da in dieser Provinz ein solcher Fund eine der größten Seltenheiten ist. Das erste war, daß ich die Arbeiter ersuchen ließ, das offene Loch nicht zuzuwerfen, sondern

frei zu lassen und mit dem Bau der Mauer um die Kohlenniederlage einige Zeit einzuhalten. Dafür hatte aber der Herr Prediger Petersen schon von selbst gesorgt und dabei empfohlen, daß, wenn ja der Bau der Mauer nicht aufgehalten werden könnte, man doch ein deutliches Merkzeichen daran machen sollte, um genau die Stelle wieder finden zu können, wo die Aschenkrüge gestanden. Hierauf gab ich gleich dem königlichen Oberbergamte in Wetter, in einer besondern Vorstellung, wozu ich die Abzeichnung der Urne, des Donnerkeils und einiger Eisenstücke fügte, von jener Entdeckung Nachricht, legte auch eine Situationskarte bei, so weit mir das Oertliche bekannt war. Ich theilte meine Vermuthung zugleich mit, daß die Grabstätte wohl recht sehr alt sey und sich daselbst mehrere Urnen, so wie auch andere Sachen, z. B. Steine mit Inschriften u. d. g. finden lassen müßten, welche ihren uralt germanischen Ursprung beweisen würden. Die Stellen im gedachten Thale, wo wahrscheinlich noch mehrere Grabstätten anzutreffen wären, waren zugleich in der Zeichnung bemerkt. Dem Oberbergamte stellte ich es übrigens anheim, ob es nicht der Mühe werth gehalten würde, durch geschickte und vorsichtige Arbeiter eine genaue Untersuchung zu verfügen, um die etwaigen vergrabenen Alterthümer zu Tage zu fördern. Ich erbot mich endlich auch zur Beschreibung und Erklärung desjenigen was gefunden wäre und noch gefunden würde.

§. 4.

Meine Vorstellung wurde nicht allein mit allem Beifall aufgenommen, sondern auch gleich eine Summe Geldes zur Bestreitung der Arbeitskosten ausgesetzt und dem Hrn. Bergmeister Wünneberg, wohnhaft in Blankstein, nahe beim Ruhenthal, der Auftrag ertheilt, durch etliche geschickte Bergleute zuerst die Stätte, wo die Urnen gefunden waren, weiter nach- und ausgraben zu lassen, alsdann auch anderwärts im Thale diese Arbeit fortzusetzen, alles Gefundene aber, es scheine auch noch so unbeträchtlich, verwahrlich aufzuheben. Gedachter Hr. Bergmeister Wünneberg nahm sich sofort mit desto größerem Eifer der Sache an, da er selbst ein großer Kenner und Liebhaber der Alterthümer ist, und nach mit mir genommener Absprache ließ er die Untersuchung unter seiner eigenen Aufsicht anfangen. Ungefähr am Ende Oktobers benachrichtigte er mich schriftlich, daß nicht allein die erst entdeckte Grabstätte bis auf den Grund durchsucht wäre, sondern man auch hinter derselben einen andern ähnlichen verschütteten Gang zwischen zwei Mauern angetroffen, und nicht allein mehrere Urnen, sondern auch, nebst verschiedenen andern Sachen, besonders einen Stein mit eingehauenen Charakteren gefunden habe, welche man nicht lesen könne. Ich begab mich des andern Tages an Ort und Stelle, um alles in Augenschein zu nehmen, und besahe die offene Grabstätte nebst dem andern gefundenen

Gange, so wie auch die übrigen Sachen, welche in einer verschlossenen Kiste aufbewahret waren.

§. 5.

Die königliche Kriegs- und Domainenkammer in Hamm, welche die Entdeckung dieser, in unserer Provinz seltenen Erscheinung erfahren hatte, hielt solche ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth und verlangte einen Bericht davon, welchen ich auch, so gut und vollständig, als noch zur Zeit möglich war, eingab. Das bald darauf einfallende Regenwetter war Schuld, daß man die fernere Nachgrabung und Untersuchung einstellen und bis zur günstigern Zeit aufschieben mußte. Was aber bisher in der Grabstätte gefunden wurde, ist folgendes:

1) Eine ganz unverletzt erhaltene Urne.

2) Viele Scherben von mehreren Urnen, wovon eine vorzüglich groß gewesen seyn muß.

3) Viele Ziegelsteine und Platten von Schiefer.

4) Seifenhafte Fettklumpen in den Urnen.

5) Holzkohlen.

6) Knochen von Pferden und

7) Knochen von Menschen, welche größtentheils verbrannt waren.

8) Viele verrostete Eisenstücke von alten Waffen und Pferdegeschirr.

9) Eine kleine zerbröckelte Schale von Silber; vermuthlich eine Opferschale.

10) Ein sogenannter Donnerkeil; eigentlich ein steinernes Opfermesser.

11) Ein Stein, wie eine Zunge gestaltet; vermuthlich ein Schleifstein.

12) Ein dicker Feuerstein.

13) Ein plattrunder steinerner Knopf mit einem Loche; ohne Zweifel ein Wirbel zum Garnspinnen.

14) Ein kleiner eiserner Knopf, welcher vermuthlich als Hals- oder Ohrengehäng gedient hat.

15) Zwei versteinerte Fischzähne, nebst einem andern zahnförmigen Stifte. Sie scheinen statt der Heftnadeln gebraucht zu seyn.

16) Ein zinnerner Haarspieß.

17) Etwas von einem weißen Pulver. Es scheint, daß es Perlenkalk sey.

18) Ein kleines Stück, welches einem Hörnlein ähnlich und vermuthlich eine Kralle von einer Bären- oder Wolfstatze ist.

19) Ein mit fremden Charakteren bezeichneter großer Stein; sie sind altrunische Buchstaben.

§. 6.

Es sind zwar über der Grabstätte nahe bei der Erdfläche und in der Gegend derselben noch einige Stücke

gefunden, z. B. große verrostete Thürangeln u. d. g. Diese sind aber Ueberbleibsel von dem hieselbst gestandenen, durch die Grafen von der Mark zerstörten Schlosse, dessen §. 1. erwähnet ist, und sie haben mit den tiefer in der Erde und der Grabstätte selbst gefundenen keine Gemeinschaft. Wenn aber, wie ich nicht zweifele, bei weiterer Nachsuchung noch mehrere wirkliche Leichenalterthümer entdeckt werden: so wird die Nachricht und Beschreibung davon in einer besondern Schrift künftig ebenfalls von mir mitgetheilt werden.

§. 7.

Allgemeine Bemerkung über die ruhenthalische Grabstätte.

Daß die im Ruhenthale gefundene ausgemauerte Stätte ein wirkliches Grab sey, und daß solches nicht Ueberbleibsel von Leichen, welche im eigentlichen Verstande begraben worden, sondern solche enthalten habe, welche verbrannt waren, dieses ist gewiß. Eben so gewiß ist es, daß dieses Grab nur eines von beiden, nämlich entweder ein altrömisches, oder ein altgermanisches seyn könne. Ich werde mich bemühen zu beweisen, daß es eines der leztern Art sey, und deswegen zuerst etwas vom Verbrennen der Leichen überhaupt sagen, alsdenn kürzlich die Leichengebräuche der Römer erzählen und sowol die Sitten der alten Deutschen überhaupt, als besonders die Weise schildern, wie sie ihre Todten zur Erde bestattet haben. Die Vergleichung der Leichengebräuche beider Völker wird dann,

wenn andere Beweisgründe mit zu Hülfe genommen werden, zeigen, daß die Grabstätte unbezweifelt eine germanische, auch von welchem deutschen alten Volksstamme, und zu welcher Zeit sie angelegt sey. Zulezt werde ich eine genaue Beschreibung der Grabstätte selbst und der sämmtlichen darin gefundenen Alterthümer, nebst einer befriedigenden Erklärung derselben mittheilen.

§. 8.

Das Verbrennen der Todten war schon bei den ältesten Griechen (obgleich nicht allgemein, denn sie begruben auch wol ihre Leichen im eigentlichen Verstande) üblich. Einige leiten diesen Gebrauch von dem Herkules her, welcher den Argeus, der in einer Schlacht umgekommen war, verbrennen ließ und dessen Asche und Knochenreste er dem Vater des leztern sandte. Wenigstens erhellet aus dem Thucydides, Lucian, Silius Italicus und andern alten Schriftstellern, daß schon die gedachten Griechen in den ältesten Zeiten, sogar zur Zeit des trojanischen Krieges, ihre Leichen verbrannt haben. Sie zogen dieses dem Begraben darum vor, weil sie glaubten, es würde auf diese Weise die Seele von den Unreinigkeiten des Körpers am sichersten befreit und zu ihrem Urwesen auf dem kürzesten Wege zurückgebracht *), auch

*) *Kirchmann* de funeribus Romanor. Libr. I. C. I. *Nettelbladt* theſes de variis mortuos ſepeliendi modis.

daß Gott die Seele durch den gerade aufsteigenden Rauch zu sich zöge *).

§. 9.

Die Römer ahmten diesem Gebrauche nach, jedoch nicht eher, als nach den Zeiten des Sylla **); denn vorher zog man das Begraben dem Verbrennen vor. Gedachter Sylla mißhandelte die Leiche des C. Marius; um solche Verletzung der Todten und zugleich das Ausscharren und Zerreißen derselben von Thieren zu verhüten, befahl der Patrizier Cornelius zuerst unter den repulikanischen Römern, seinen Körper nach dem Tode zu verbrennen ***). Jedoch findet man auch frühere Beispiele von Verbrennung der Leichen ****).

§. 10.

Die Gallier und Deutschen verbrannten gleichfalls ihre Todten *****). Daß sie diesen Gebrauch von den Römern gelernt haben sollten, ist nicht wahrscheinlich. Er scheint älter zu seyn, als die Zeit, da sie mit den Römern Umgang bekamen, und ihr Haß gegen diese

*) *Keisler* in antiquitat. p. 115.

**) *Plinius* L. VII C. LIV

***) *Cicero* L. II de legibus.

****) *Virgil. Aeneid.* L. XI. *Ovid. Fast.* L. VI.

*****) *Jul. Cæsar* de bell. gall. L. VI. *Tacitus* de morib. German. §. 8.

war zu groß, als daß sie wichtige Gebräuche und Sitten von ihnen sollten angenommen haben. Von den Scythen, mit welchen die Deutschen verwandt waren, und viele Gebräuche gemein hatten, ja, von welchen sie abstammten, wie in der Folge gezeigt werden soll, haben sie das Verbrennen der Leichen auch nicht gelernt; denn die Scythen verbrannten ihre Todten nicht, sondern frassen sie auf *), oder hingen sie an die Bäume **). Von den Aegyptern konnten sie diesen Gebrauch auch nicht haben, denn diese balsamirten und begruben ihre Leichen und verabscheueten das Verbrennen ***). Eben so wenig stammt dieser Gebrauch von den Juden, denn diese beerdigten ihre Leichen im eigentlichen Verstande, wie bekannt ist. Es müssen also die Gallier und Germanier den Gebrauch des Leichenverbrennens anders woher, vermuthlich früher als die Römer, wahrscheinlich von den Griechen angenommen haben, deren Buchstaben sie sich auch bedienten ****), und welche eine Pflanzstadt in Marseille angelegt hatten †).

---

*) *Lucian.* ωερὶ πένθες. *Tertullian. Apologet.* C. IX.

**) *Statius* L. XIII.

***) *Herodot.* ex III. Musa. *Laertius* in Procemio.

****) *Jul. Cæs.* de bell. gall. L. IV.

†) Allgemeine Welthist. 17r Th. S. 46, Anmerk. Q.

§. 11.

Bei einigen indianischen Völkern, z. B. den Indostanern, Arrakanern und den Einwohnern des Königreichs Laos ist noch jezt das Verbrennen der Leichen üblich *). Rumpf **) versichert, daß man in Indien oft gelbe und grünliche Töpfe aus der Erde grabe, welche er für Urnen hält; es muß folglich das Verbrennen der Leichen daselbst in ältern Zeiten schon gebräuchlich gewesen seyn. In Mexiko pflegte man entweder die Todten zu begraben, oder zu verbrennen, und man legte der Leiche allerlei Sachen bei ***). Bei einigen Völkern von der Religion des Brama verbrennen sich sogar die Witwen mit ihren verstorbenen Männern noch jezt ****).

§. 12.

Meines Erachtens ist das Verbrennen der Leichen eben so unvernünftig nicht, als man vielleicht glaubt. Unsere Leiber werden doch endlich in ihre Urstoffe aufgelöset. Ob diese Auflösung durch einen langsamen Verbrennungsprozeß, durch Fäulung geschehe, oder durch

*) Deutsche Encyklopädie. 3r B. Tit. Begräbniß anderer Völker.

**) Raritäten=Kammer. S. 239.

***) Neue Quartsch. zum Unterricht und zur Unterhaltung. 3s Stück.

****) Bruce Nachrichten von seinen Reisen. 7s Buch.

einen geschwindern des Holzfeuers, dieses wird doch wol gleichgültig seyn. Der Körper ist der unbeträchtlichste Theil des Ichs, und der Allmächtige, welcher dereinst uns mit verklärten Leibern, nach der Versicherung des Apostels Paulus (1), beglücken wird, kann eben so leicht aus den Theilen, welche durch Wirkung des Feuers zersezt und zerstreut sind, einen reinen Körper zusammenfügen, als aus denjenigen, welche in der Erde zersezt wurden.

§. 13.

Im größten Theile von Europa hat das Verbrennen der Leichen seit der Zeit aufgehört, da die christliche Religion die Oberhand bekam. Nur im nördlichern Theile währte solcher Gebrauch noch lange nach Einführung des Christenthums fort; denn in Lethra fand man in den Aschenkrügen Münzen vom Kaiser Ludwig dem Frommen und den englischen Königen Knud und Ethelred (2). Zu den Zeiten des Kaisers Theodosius des jüngern war jener Gebrauch bei den Römern schon gänzlich abgeschafft (3), so wie die meisten anderen heidnischen Gebräuche, wider welche, obgleich manche unschuldig und gleichgültig waren und ohne Nachtheil des Christenthums hätten beibehalten werden können, die damaligen Religionslehrer oder

1) 1 Cor. 15, 38. Phil. 3, 21 ꝛc. 2) *Wormius.* Monument. danic. p. 41 - 440. 3) *Macrobius.* L. VII. C. VII.

Kirchenväter sehr eiferten; wie man in ihren Schriften, besonders in den Tertullianischen lesen kann. Bei den Deutschen währte das Leichenverbrennen noch eine geraume Zeit länger, als bei den Römern; nämlich so lange, bis das Christenthum auch bei ihnen eingeführt war. Lezteres kostete viele Mühe, weil die Deutschen ihrem alten Gottesdienste, so wie andern alten Gebräuchen hartnäckig anhingen. Kaiser Karl der Große trieb dieses Bekehrungsgeschäft im achten Jahrhundert bekanntlich sehr eifrig, jedoch weniger durch seine geistliche Aposteln und Lehrer, als vielmehr und kräftiger durch seine gewaffnete Missionarien, mit welchen er, das Schwerdt in der Faust, die Sachsen in den Schaafstall Christi trieb, welche aber, sobald er mit seinem Heere abzog und sich anderswo beschäftigte, wiederum heraussprangen und zu ihren alten Gözen und Sitten zurückkehrten. Endlich gelang es ihm doch, die Sachsen unters Joch zu bringen, nachdem er ihren tapfern Herzog Wittekind gänzlich überwunden hatte. Er zerstörte die Gözenbilder, z. B. die Irmenseule zu Heresburg, den Crodo bei Goslar, die Luna zu Lüneburg, und mehrere andere (1). Er schickte auch eine ansehnliche Menge der Widerspenstigen als Kolonisten in andere Länder, stiftete dagegen, zur Bekräftigung der Neubekehrten, mehrere Bißthümer, sezte auch Herren und Gewaltige ein,

---

1) *Schedius* de Diis Germanor. Syngramm. III.

welche mit mit dem Stabe Wehe die Abtrünnigen in Ordnung halten und strafen mußten. Dieses ist der Ursprung der Grafen, Markgrafen u. s. w. Einige Jahrhunderte nachher scheint das Vehmgericht eingesezt zu seyn, welches hauptsächlich auch die vom christlichen Glauben Abgefallenen mit Strick und Dolch heimlich verfolgte. Denn obgleich viele deutsche Heiden der christlichen Religion aus bloßer Furcht öffentlich beitraten, so trieben doch manche ihre vorigen abgöttischen Gebräuche im Stillen und kamen zur nächtlichen Zeit, besonders an verborgenen Orten zusammen. Die Sage von den Hexenversammlungen auf dem Blocksberge haben sicherlich davon den Ursprung, weil sich daselbst, zu gewissen Zeiten, die heimlichen Heiden, sowol männlichen als weiblichen Geschlechts, einfanden und ihr Unwesen mit Opferfeuern, Tänzen und Schmäusen trieben. Bei Abschaffung des Heidenthums der Germanier, welche damals größtentheils den Namen der Sachsen führten, verbot auch Karl der Große das Verbrennen der Leichen bei Lebensstrafe 1). Man kann also ganz zuverläßig annehmen, daß wenigstens von dieser Zeit des achten Jahrhunderts an das Verbrennen der Todten auch in unserer Gegend aufgehört habe, und daß, wenn etwa Aschenkrüge hieselbst in Grabstätten angetroffen werden, solche wenigstens älter seyn müssen, als die Einführung des Christenthums in

---

1) Neueste Mannichfaltigkeiten. 110te Woche.

unserm Lande ist. Was jedoch die Ruhenthalsche Grabstätte betrifft, so werde ich hernach zeigen, daß solche in ein noch viel graueres Alter gehöre.

§. 14.

Die Leichengebräuche der Griechen und Römer hatten viel rührendes und noch jezt für uns lehrreiches. Es ging sehr feierlich zu, wenn sie ihre Todten der Mutter Erde wiedergaben. Todte Kinder, welche noch nicht gezahnt hatten, wurden nicht verbrannt, sondern nur blos begraben (1). Auch die vom Blitz Getödteten begrub man an Ort und Stelle, wo sie erschlagen waren, ohne Verbrennung und ohne andere Weitläuftigkeit (2); aber bei ihren andern Leichen war meistens das Zeremoniel kürzlich folgendes.

§. 15.

Wenn der Mensch verschieden war, so nahm man die Leiche auf den Schoos, küßte sie, drückte ihr die Augen zu, welche man doch auf dem Scheiterhaufen wieder offen machte, und legte sie auf ein Paradebett. Die Siegelringe wurden abgezogen, aber diese gab man doch nachher dem Verbrannten mit in die Erde. Die Leiche wurde gewaschen, mit Balsam und gewürzhaften Salben geschmiert und mit festlichen Kleidern, meistens von weißer Farbe, gekleidet, ihr auch eine

1) *Plinius* L. VII C. XVI. 2) *Plinius* L. II. C. LIV

ehrbare Stellung im Tode gegeben. Man sezte ihr Kränze und Kronen auf, auch das Paradebett und selbst nachher der Scheiterhaufen wurde mit Kränzen und Blumen geziert. Die Leiche stand frei im Vorhause und zwar nahe an der Thür, nach welcher die Füsse hingekehrt waren. Daß man eine Wache dabei gestellt habe, um alle Beschädigung derselben abzuwehren, versteht sich von selbst. Die Beistehenden schrieen oft laut, um den vielleicht blos Scheintodten wieder ins Leben zurückzubringen. Dieses laute Schreien wurde sogar kurz vor der Verbrennung wiederholt. Das Sterbehaus wurde mit einem davor gesteckten Zweig von Cypressen oder Fichten bezeichnet.

§. 16.

Sieben Tage lang behielte man, zwar nicht immer aber doch gewöhnlich, die Leiche im Hause und am achten brachte man sie erst zum Scheiterhaufen, um sowol während dieser Zeit alle Anstalten berichtigen zu können, als auch das Lebendigverbrennen zu verhüten; denn man hatte Beispiele, daß vermeintliche Todte noch auf dem Scheiterhaufen wieder ins Leben zurückgekehrt sind. Ein Ausrufer kündigte öffentlich den Tod des Bürgers oder der Bürgerin an und lud zur Begleitung der Leiche ein. Das Heraustragen derselben geschah meistens zur Nachtzeit beim Fackel- oder Wachslichterschein, oder in der Morgendämmerung. Voraus gingen Pfeifer, Trompeter und Sänger, besonders Klageweiber, wel-

che gedungen waren zu heulen und Lieder zur Ehre des Verstorbenen abzusingen. Zuweilen wurden auch Possenreisser und Tänzer zur Begleitung mitgenommen. Dann folgten die Freigelassenen und Knechte. Bilder der Götter und Vorfahren, auch Siegeszeichen wurden nach Gebühr gleichfalls vorgetragen. Die Leiche selbst trugen gewöhnlich die nächsten Erben auf einer Bahre, auf ihren entblößten Schultern (1). Der Träger waren 6, 8, oder mehrere, zuweilen aber nur 4, wenn die Leiche vom geringen Stande war. War das Angesicht des Erblaßten nicht sehr entstellt, so ließ man es bloß, sonst bedeckte man die ganze Leiche mit einem Tuche. Zuweilen schminkte man das Gesicht der todten Weiber und Mädchen. Die Begleitung war meistens zahlreich, denn nicht allein Verwandte und Freunde beiderlei Geschlechts gingen mit, sondern auch viele aus dem Volke. Priester gingen nicht mit, als höchstens etwa im ausserordentlichen Falle, wie z. B. bei der Leiche des Königs Numa nach Plutarchs Versicherung. Arme Leichen hatten wenige Begleiter. Man hielt es sogar für nicht reputirlich, unbekannte Leichen zu begleiten, ja, es war solches sogar durch Gesetze verboten (2). Vornehmen Leichen folgten ihre Reit- und Wagenpferde. Laut wurde geklagt und viele Thränen wurden nicht allein vor dem Austragen, sondern auch bei der Begleitung der Leiche vergossen. Man

1) *Horat*, L. II. Satyr. V.   2) *Cicero* de leg.

sammelte die Thränen in besondern Gefässen, gewöhnlich von Glas, und diese gab man den Leichen mit ins Grab. Man findet solche Thränengefässe oder Thränengläser oft bei den römischen Urnen. Die trauernden Begleiter, besonders die Weiber, zerkrazten sich mit ihren Nägeln die Brüste und das Gesicht, obgleich solches durch Gesetze verboten war (1). Einige Leidtragende stießen aus Ungeduld Klagen und Schimpfworte gegen die Götter aus wegen des Verlustes ihrer Lieben. Sie vergriffen sich sogar an den Bildsäulen, Altären und Tempeln. Die Weiber ließen ihre Haare ungebunden um den Kopf hängen, rissen sie auch wol aus, oder streueten Staub und Asche darauf. Daß sie ihre Kleider zerrissen, versteht sich von selbst, denn das war schon eine uralte Sitte, auch bei den Morgenländern. Die Männer ließen in der größten Traurigkeit ihre Haare und Bärte wachsen und schmutzig werden. Manchmal mußten Haare und Bart es auf eine andere Weise mißgelten, nämlich sie schoren sie ab, sogar die Augenbrauen. Die abgeschornen Haare opferten sie gleichsam dem Todten, legten solche auf seinen Körper, oder auf sein Grab, oder ließen es auf dem Scheiterhaufen mit verbrennen. Die Söhne des Todten verhüllten beim Leichenzuge ihre Gesichter, zogen auch wol weibliche Kleider an; die Töchter aber gingen unverhüllt, da sie doch sonst verhüllt erschienen. Diese umgeänder-

1) *Cicero* ibid.

te Kleidertracht war ein großes Zeichen der Trauer; darum legte man auch alle Zierrathen und prächtige Kleider ab, und verwechselte sie mit schlechtern. Die Trauerkleider waren bei Männern immer schwarz und von Wolle, bei den Weibern aber gewöhnlich weiß. Die Trauerzeit währte selten über ein Jahr. Das Trauerkleid der Weiber, so lange die Leiche noch im Hause sich befand, war besonders zugeschnitten, und wurde nachher mit dem lieben Todten verbrannt. Man brachte gewöhnlich die Leiche erst auf den Markt und hielt da auf sie eine Lobrede. Die nächsten Verwandten thaten solches, wenn sie aber dazu nicht geschickt waren, so wurde es andern aufgetragen. Demnächst trug man die Leiche nach dem Platze ihrer Verbrennung oder Begrabung und zwar ausserhalb der Stadt, obgleich in den ältesten Zeiten die Römer auch wol ihre Leichen in Häusern in der Stadt begruben.

§. 17.

Man hatte Privat- und öffentliche Begräbnißplätze. Erstere konnte jeder auf seinem Grunde und Boden, wo er wollte, anlegen; doch wählte man gemeiniglich nahe Wege und Landstrassen dazu und kaufte den Platz, wenn man ihn nicht schon als Eigenthum hatte. Zuweilen wurde der Platz geschenkt oder auf einem öffentlichen dazu bestimmten Grunde angewiesen. Die Armen hatten aus dem gemeinen Fond einen schlechten, die verdienstvollen Männer aber einen prächtigen Platz

im Campo martio. Auch die Urnen wurden manchmal aus dem öffentlichen Schatze gegeben, nicht allein den Armen, welche solche nicht bezahlen konnten, sondern auch Reichen, welche sich um den Staat verdient gemacht hatten. Nicht immer geschah das Verbrennen der Leiche an dem Orte des Begräbnisses der Asche. So wurde, z. B. nach Suetons Bericht, der Kaiser August im Campo martio zwar verbrannt, aber im Mausoleo begraben. Der Scheiterhaufen, worauf die Leiche verbrannt werden sollte, war von solchem Holze, welches leicht Feuer hielt, meistens von Fichten. Es durfte nicht künstlich, sondern nur blos roh behauen seyn (1). In spätern Zeiten pflegte man das Holz auch zierlich zu bereiten und gar zu bemahlen (2). Um den Scheiterhaufen steckte man Cypressen, that auch andere wohlriechende Hölzer und Kräuter hinzu, um den Gestanck der brennenden Leiche einigermassen zu verbessern. Der Scheiterhaufen war in Gestalt eines Altars aufgerichtet, nach Stand und Würde der Person größer und höher, oder kleiner und niedriger. Die Leiche wurde, sammt dem Bette, worauf sie getragen war, darauf gesezt. Man küßte den Todten noch einmal zum Abschiede, öffnete ihm die zugedrückt gewesene Augen und die nächsten Anverwandten oder Freunde zündeten mit ihren Fackeln den Holzstoß an. Sie wandten bei dieser Anzündung die Gesichter ab, um

---

1) *Cicero*. II. leg. 2) *Plinius* L. XXXV C. VII.

zu zeigen, daß sie diese traurige Pflicht nicht mit Freuden, sondern nur aus Nothwendigkeit erfüllten. Nun wünschten sie einen günstigen Wind, damit der Todte bald von der Flamme verzehrt würde. Wenn lezteres geschah, so sahen sie es als ein Glück für denseben an. Wenn etwa zur Zeit der Pest oder des Krieges die Leichen häufig waren, so legten sie mehrere beisammen, jedoch so, daß allemal bei den männlichen eben so viele weibliche Körper kamen, denn man glaubte, daß der weibliche Körper hitziger und fetter wäre, und deswegen das Verbrennen der männlichen beförderte (1). Die Leichengesellschaft lief oder ging dreimal um den Scheiterhaufen herum, aber links, zum Zeichen der Trauer (2), mittlerweile der Leichnam von der Flamme verzehrt wurde. Es wurden allerlei Thiere geschlachtet und verbrannt, z. B. Ochsen, Pferde, Schaafe, auch Vögel, z. B. Papageyen, Nachtigallen, Amseln u. s. w., welche dem Verstorbenen lieb gewesen waren; sogar Sklaven und Gefangene. Einige Freunde und Geliebten opferten sich den Todten oft freiwillig, besonders Weiber (3). Daß die Weiber sich noch jezt bei einigen indianischen Völkern mit ihren todten Männern verbrennen lassen, habe ich schon §. 11. bemerkt; daß aber schon sehr lange solches in Indien gebräuchlich gewesen sey, bezeugen mehrere alte Schriftsteller (4).

1) *Macrob.* L. VII. Saturnal. C. VII. 2) *Statius* L. VI. Theb. 3) *Seneca* L. II. Declam. II. 4) *Cicero* V. *Tuscul.* *Aelian.* L. VII. *Strabo* L. XV. etc.

Ausserdem warfen die Freunde des Verstorbenen noch zum Opfer allerlei Sachen, welche dem Todten angenehm gewesen waren, nämlich seine kostbarsten Kleidungsstücke, andere Zierrathen, besonders auch seine Waffen, auf das Feuer. Die Leichenbegleiter fügten oft ihre eigenenbei, so wie die Weiber ihre Trauerkleider. Auch wohlriechende Sachen, Myrrhen, Weihrauch, Kassien, Narden, Safran und andere Gewürze wurden häufig in die Flamme geworfen.

§. 18.

Wenn der Körper hinreichend verbrannt war und der Holzstoß ausgeflammt hatte, so suchte man sorgfältig die Knochenreste auf, besprengte dieselben und löschte die noch lodernden Kohlen mit Wein aus. Die nächsten Freunde und Verwandten lasen die Knochen zusammen und wuschen sie mit Wein, Milch, wohlriechenden Feuchtigkeiten und ihren Thränen, wickelten sie dann in Leinwand, und die Weiber steckten diese theuern Ueberreste zuweilen in ihren Busen. Kein Theil der Knochen durfte verloren gehen. Weil die geopferten Thiere besonders auf den Scheiterhaufen gelegt waren, so konnte man die Knochen derselben leichtlich von den Reliquien der Leiche unterscheiden. Leztere wurden äußerst vorsichtig von der Holzasche und den Kohlen gereinigt, ehe sie in die Urne gethan wurden.

§. 19.

Wenn eine Leiche ohne Verbrennung begraben wurde, so legte man sie in einen Sarg mit allem Sterbezierrath. Den Weibern gab man ihre Perlen und anderes Geschmeide mit. Daß man den verbrannten oder auch zu begrabenden Leichen Gold und Geldmünzen mit ins Grab gab, war zwar in dem Gesetz der XII. Tafeln verboten, indessen kam dieses Verbot in Vergessenheit, und man gab Gold und Münzen nach Vermögen und Willkühr mit. Es war das Fährgeld für den alten Schiffer Charon, welcher die Schatten über den Styx fuhr. Eben so gab man der Leiche einen Honigkuchen mit, um dem Höllenhunde Cerberus das Maul zu stopfen, damit er den Schatten des Verstorbenen, ohne ihn anzubellen, frei passiren ließe.

§. 20.

Viele alte Völker, vermuthlich auch die Römer, pflegten ihre Leichen so zu begraben, daß das Gesicht gegen Osten gekehrt war. Sobald der Todte oder dessen Aschentopf begraben war, wünschte man ihm ein ewiges Fahrewohl! und jeder ging nach Hause. Den Wunsch: Salve, vale, ave, findet man oft in den Grabschriften der Alten, so wie auch den Wunsch: daß dem Todten die Erde leicht seyn möge. Den Feinden wünschte man eine schwere Erde. Gewöhnlich sezten die Römer ein Monument bei oder auf dem Grabe; we-

nigstens einen Stein mit der Inschrift, welche den hier liegenden Todten benannte. Die Gräber der Armen waren in der bloßen Erde, die der Reichen aber kostbar erbauet, ausgemauert und im Grunde mit Steinen belegt. Auch unterirdische Gewölbe mit Thüren und Treppen, wie auch Höhlen, wurden als Gräber gebraucht. Man hat zuweilen solche noch in neuern Zeiten in Rom entdeckt und gefunden, daß darin die Urnen reihenweise geordnet waren (1). Die Grabgebäude waren zuweilen hoch, zuweilen niedrig, auch wol mit einer Mauer oder einem Zaune umgeben. Die Steine des Gebäudes waren bald von Marmor, bald von Thon oder andern schlechten Steinen. Die Grabsteine oder Denkmähler hatten in lateinischer, zuweilen auch in griechischer Sprache eine eingehauene Schrift, welche, ausser dem Namen des Todten, sein Alter, seine Familie, seinen Stand, das Lob seiner Thaten und Tugenden u. s. w. bekannt machte. Viele solcher römischen Schriften sind jezt vorhanden, auch sogar nicht weit von der Grafschaft Mark, nämlich im clevischen Lande, wo ehemals römische Legionen hauseten, gefunden (2). Auf den Grabsteinen wurden zuweilen auch Bilder mancherlei Art angebracht. Uebrigens wurden die Gräber heilig gehalten, und es stand eine Strafe auf die Verletzung oder Entweihung derselben. Noch

1) *Martian.* L. IV. Topograph. urb. rom. *Georg. Fabricius* Roma C. XXI. 2) Amusemens des Eaux de Cleve.

weniger durfte man sich an der Asche oder Gebeinen der Todten vergreifen, oder das dem Todten mitgegebene Geld u. d. g. wegnehmen.

§. 21.

Auf den Gräbern pflegte man Trank und Speise mancher Art als Opfer hinzustellen zur Lust der unterirdischen Schatten. Auch andere Völker pflegten darin den Römern nachzuahmen. Die alten Preußen sezten bei dem Todten Brod und eine Flasche mit Bier, damit die Seele zu essen und zu trinken haben möchte (1). Auch Rosen, Lilien und andere Blumen streuten die Römer aufs Grab, oder man krönte den Grabhügel damit, schüttete auch wohlriechende Salben darauf. Man zündete auch Lampen an, deren Flamme sorgfältig unterhalten wurde, und hing sie entweder bei dem Grabe auf, oder gab sie mit ins Grab. Man findet sie gemeiniglich zugleich mit den römischen Urnen und nennt sie Grab- oder Todtenlampen. Licetus, Pancirolus und mehr andere Gelehrten haben behauptet, daß diese Lampen einen unverzehrbaren Docht und Oel gehabt hätten, und man in neuern Zeiten solche noch brennend in entdeckten alten Gräbern angetroffen habe. Ein unverzehrbarer Docht mag wol möglich seyn, weil solches aus Amianth oder Asbest verfertigt werden kann; aber ein unverzehrbares Oel läßt

---

1) *Meletius* Epist. de religione Boruss.

sich nicht als möglich gedenken. Die Opferspeisen wurden entweder auf dem Grabe jedem Hungrigen Preis gegeben, oder nahe dabei auf einem Platze, welchen man die Küche (Culina) nannte, verbrannt. Ausserdem stellten sie auch bei den Gräbern andere Schmausereien an zur Todtenfeier; der Verstorbene hatte oft dazu eine Geldsumme im Testament verordnet. Die Speisen waren gewöhnlich Brod, Fleisch, Eyer, Brey, Bohnen, Linsen, Sallat und Sellerey. Man gab auch beim Grabe Almosen und mancherlei Spiele, besonders Fechterspiele.

§. 22.

Das Begraben der Todten war bei den Griechen und Römern etwas schlechterdings Nöthiges. Sie glaubten, daß der Schatten eines Unbegrabenen nicht über den Styx ins Elysium kommen könnte, weil er vom Fuhrmann Charon nicht in den Kahn genommen würde. Sie hielten es deswegen für eine große Sünde, welche sogar gesetzlich bestraft wurde, eine gefundene Leiche, wenn sie auch eine feindliche war, nicht zu begraben, oder wenigstens nicht drei Händevoll Erde darauf zu werfen (1). Julius Cäsar schob einmal das Verfolgen der Feinde drei Tage lang auf, um seine getödteten Soldaten zu begraben (2), und Taci-

---

1) *Valerius Max*. L. IX. *Livius* L. XXXIX. *Ammian. Marcell*. L. XVII. etc. 2) *Julius Cæs*. de bello gall. L. I.

tus erzählt, daß, als das römische Heer an dem Orte der varianischen Niederlage sechs Jahre hernach gekommen sey, wo die Gebeine der erschlagenen drei Legionen noch unbegraben lagen, es solche ohne Rücksicht, ob es römische oder feindliche Gebeine wären, begraben habe (1).

§. 23.

So viel von den Leichengebräuchen der Römer. Um Weitläuftigkeit zu vermeiden, habe ich jedes einzelne Stück mit Zeugnissen aus Schriftstellern nicht belegen wollen. In der schätzbaren Kirchmannschen Schrift: de funeribus Romanorum, aus welcher ich hier vieles geschöpft habe, kann man alles ausführlich, nebst den Ursachen, welche bei jeder einzelnen Leichenceremonie zum Grunde lagen, finden. Ich habe eine kurze Beschreibung davon hier geben wollen, daß man die Art der Beerdigung, welche bei den Germaniern üblich war, damit vergleiche. Die Kenntniß der Leichengebräuche der Römer und Germanier gibt ein großes Licht in der Beurtheilung der Grabstätten des Alterthums, sowol überhaupt, als auch besonders derjenigen, welche im Ruhenthale gefunden ist, und ohne solche Kenntniß werden sich schwerlich die in alten Gräbern gefundenen Sachen erklären lassen. Ehe ich aber zur nähern Beschreibung der Leichengebräuche des alten

---

1) *Tacit*, Annal. L. I.

deutschen Volks schreite, wird es nöthig seyn, von der Lebensart und den Sitten und Gebräuchen desselben überhaupt etwas zu sagen, weil solches gleichfalls zu einer richtigen Erklärung der Ruhenthalschen sowol, als jeder andern altdeutschen Grabstätte und der darin gefundenen Sachen dienet.

§. 24.

Von den Sitten und der Lebensart der alten Deutschen haben wir wenig gewisse Nachrichten. Was wir von ihnen nur kümmerlich wissen, verdanken wir blos den römischen Schriftstellern, welche, seitdem die Deutschen mit den Römern Umgang bekamen und Kriege führten, uns Nachrichten von jenen aufbewahrt haben, die jedoch in vielen Stücken übertrieben und unächt sind, ja sogar zuweilen sich selbst widersprechen. Vaterländische deutsche Schriftsteller gab es in den ältesten Zeiten nicht, denn dieses Volk bekümmerte sich nicht um die Wissenschaften, wenigstens ist von ihnen nichts auf uns gekommen. Ob es wahr oder unwahr sey, daß sie sogar das Geheimniß der Buchstaben oder des Schreibens nicht einmal gekannt hätten, wie Tacitus (1) zu versichern scheint, wird sich in der Folge bei Beschreibung des in der Grabstätte gefundenen Steins zeigen. Von den Deutschen wissen wir zuverläßig, daß sie eine zahlreiche (2) mächtige

1) de moribus German. §. 6. 2) *Solinus.*

Nation gewesen; selbstständig und mit andern Völkern unvermischt (1); tapfer, abgehärtet und ohne Todesfurcht (2). Nie ist es den römischen Weltbezwingern geglückt, sie ganz zu besiegen; denn wenn sie auch einen oder andern Theil eroberten, so mußten sie doch bald wieder weichen, und tief in Germanien sind sie nie eingedrungen (3). Sie waren sehr treu; weswegen auch, nach dem Berichte Suetons, Herodians, Flavius Josephs (4) und mehrerer anderer Geschichtschreiber, die römischen Kaiser Augustus, Vitellius, Galba, Caligula, Nero, Maximinus u. s. w. zu ihrer Leibwache Deutsche wählten. Ihre Abstammung von den Scythen ist höchst wahrscheinlich, und man glaubt, sie wären ehemals als einerlei Volk mit diesen angesehen worden (5). So viel ist gewiß, daß die alten Deutschen mit den Scythen viele Gebräuche und Sitten gemein hatten, z. B. daß sie ihre Bündnisse mit ihrem Blute bestätigten, indem sie sich die Adern, besonders an der Stirn öffneten und solches mit anderm Getränke vermischt tranken (6), oder ihre Schwerdter und Pfeile in Blut tauchten, und dann solches unter ihre Getränke misch-

---

1) *Tacit.* de mor. Germ. §. 1. 2) *Egesippus* L. II. *Seneca* L. I. de iracund. *Orosius.* L. VI. *Jul. Cæs.* de bell. gall. L. I. 3) *Schedius* de Diis German. p. 33. 4) Libr. XIX. 5) *Strabo* Geograph. L. XI. *Plinius* L. IV C. XII. 6) *Athen.* L. I. C. II.

ten (1) u. s. w. Und wenn Tacitus (2) die sonstigen guten Sitten der Deutschen rühmt und sagt, daß sie mehr gelten, als anderswo gute Gesetze: so versichert eben dieses ein anderer Schriftsteller (3) von den Scythen. Beide Völker verehrten auch göttlich die Erde und opferten Menschen (4).

§. 25.

Das Klima der Germanier wird sehr rauh und unangenehm geschildert (5), feucht und windig, das Land voll Wälder und Sümpfe, arm an fruchtbaren Bäumen, obgleich fruchtbar an Vieh. Metalle hatten sie nicht; kaum Eisen zu ihren Waffen. Die wenigen silbernen Geschirre, welche sie hatten, erhielten sie durch Tausch, oder als Geschenk von den Römern, bis sie von diesen auch nachher das Geld kennen lernten, da sie dann von ihnen so viel zu ziehen wußten, daß sich ganz Deutschland damit behelfen konnte; denn sie verkauften oft theuer den Frieden an die Römer für baares Geld (6). Sie zogen die alten Münzen, die noch zur Zeit der römischen Freiheit geschlagen waren,

---

1) *Herodot* L. IV. *Pompon. Mela* L. II. C. I. 2) de morib. Germ. §. 6. 3) *Justin. ex Trogo.* L. II. 4) *Herodot* in Melpom. verglichen mit *Tacit.* de mor. Germ. §. 13 und *Jul. Cæs.* de bell. gall. L. VI. 5) *Tacitus* de mor. German. §. 1 et 2. 6) Mascov Geschichte der Deutsch. L. II.

besonders solche, welche eingekerbte Ränder hatten, weil deren Aechtheit des Stoffes leichter entdeckt werden konnte, den neuern vor (1). Sie gingen fast nackend, höchstens mit wilden Thierfellen bekleidet (2). Nur die Reichsten hatten ordentliche, jedoch knapp zugeschnittene Kleider. Etwas besser waren die Weiber gekleidet, denn sie trugen ein Gewand von Linnen (3). Die Kleidung der Priester war weiß (4). Die Priesterinnen oder Alrunen trugen einen linnenen Rock und ein weißes Kleid, welches mit ehernen Nadeln oder Heftspangen verbunden war, und dabei einen ehernen Gürtel (5).

§. 26.

Sie waren wild und unbändig (6) und zum Jähzorn geneigt (7). Alle ihre öffentlichen und Privathandlungen nahmen sie bewaffnet vor; sogar ihren gottesdienstlichen Verrichtungen und Freudenmahlen wohnten sie bewaffnet bei. Weil sie nun dem Trunke sehr ergeben waren, so entstunden oft Wunden und Todschläge, ohne daß sie vorher eben mit Worten sich sonderlich gezankt hätten. Tag und Nacht hindurch zu trinken war keine Schande. Ihr Trank war Bier; sie ver-

---

1) *Tacit.* de moribus German. §. 5. 2) *Seneca* L. I. *Tacit.* §. 6. 3) *Tacit.* §. 17. 4) *Plinius.* L. XXIV. 5) *Aventin.* Annal. Bojor. L. I. 6) *Flavius Vopiscus.* 7) *Tacit.* de mor. Germ. §. 25.

achteten aber auch den Wein nicht, wenn sie ihn von ihren Nachbarn bekommen konnten. Ihre Speisen waren wilde Baumfrüchte, Wildpret, Milch und Käse; alles simpel zugerichtet. Das Würfelspiel liebten sie leidenschaftlich (1).

§. 27.

Ehe die Römer in Deutschland kamen, hatten sie keine ordentlichen Städte, sondern sie schlugen ihre Wohnplätze zerstreut da auf, wo es ihnen gefiel. Jede Wohnung war von der andern getrennt. Einige wählten unterirdische Höhlen zur Wohnung und zum Magazin für ihre Lebensmittel. Ihre Bedeckung war eine Art von Mantel mit Fischgräten befestigt. Ihr Hausgeräthe war eben so geschmacklos (2). Ihre Waffen waren gewöhnlich kurze Spieße, welche die Infanterie zugleich als Pfeile in der Ferne, und als Spieße in der Nähe gebrauchen konnte. Schwerter hatten nicht alle. Die Reuterei führte blos kurze Spieße oder Partisane, und Schilde, welche mit Farben bemahlt waren. Sehr wenige Soldaten hatten Panzer und Helme. Den Schild in der Schlacht zurückzulassen hatte Infamie zur Folge. Wenn sie nicht kriegten, so vertrieben sie sich die Zeit mit Jagen (3); denn in Deutschland waren viele wilde Thiere (4). Oft faullenzten

1) Idem §. .22 §. .24 2) Idem §. 6. 3) Idem §. 2. §. 6. 4) *Jul. Cæs.* de bell. gall. L. VI.

und schmauseten die Männer, mittlerweile war Ackerbau und Haushaltung den Weibern übertragen; jedoch munterten diese auch zum Streit auf und trugen den Kriegern Lebensmittel zu (1). Vielweiberei war nicht Mode, ausser nur etwa bei einigen Vornehmen. Waffen, Pferde und Ochsen waren die Morgengabe bei ehelichen Verbindungen. Ihre Keuschheit wird sehr gerühmt. Die Weiber gebrauchten weder Ammen noch Kinderwärterinnen, sondern jede Mutter nahm diese Pflicht selbst auf sich. Sie heiratheten spät (2). Sie waren gastfrei. Ihre Jahrszeiten theilten sie blos in Winter, Frühling und Sommer ein; den Namen des Herbstes kannten sie nicht (3). Sie zählten und bestimmten die Zeit nicht nach Tagen, sondern nach Nächten (4). Dieses war so unvernünftig nicht; denn die Finsterniß oder die Nacht war eher, als der Tag oder das Licht.

§. 28.

Ihre Religion war anfangs ganz simpel. Sie verehrten nur solche Gottheiten, welche sie mit Augen sahen, und von von welchen sie offenbaren Nutzen hatten, z. B. die Sonne, den Mond und besonders die Erde, welche sie Ertham oder Hertham nannten (5).

1) *Tacit.* de morib. Germ. §. 17. 7. 2) Idem §. 02. 3) Idem §. .26 4) Idem §. 11. *Jul. Cæs.* de bell. gall. L. VI. 5) *Jul. Cæs.* loco citato. *Tacitus* de mor. German. §. 40.

Der Mond wurde so in Ehren gehalten, daß sie vor dem Neumonde oder beim abnehmenden Mondlichte sich nie in Schlachten wagten, oder mit andern wichtigen Sachen abgaben (1). Auch den Merkur ehrten sie göttlich und brachten ihm Menschenopfer (2). Man glaubt, daß dieses der Theutates gewesen sey (3). So sollen sie auch später unter dem Namen Hesus den Mars verehrt haben (4). Einige einzelne deutsche Völker hatten noch ihre besonderen Götter, welche sie von ihren Nachbarn aufnahmen. Die allerältesten Deutschen verehrten wahrscheinlich nur eine einzige Gottheit; wenigstens hatten sie von der Gottheit sehr lautere Begriffe. Sie hielten es für unanständig, davon Abbildungen zu machen, oder sie in Tempeln einzuschließen; denn sie glaubten, der Gottheit sey alles offen und frei (5). Indessen erwähnt doch gelegentlich Tacitus (6) eines sehr berühmten Tempels der Tanfana, im Lande der Marser, welchen die Römer von Grund aus zerstörten. Sonst wird allgemein versichert, daß die Deutschen ihren gottesdienstlichen Handlungen Haine und Wälder gewählt haben (7) und zwar solche, wo alte und große Eichen standen (8). Die Eichen selbst waren in der Folge bei ihnen heilig.

1) *Jul. Cæs.* l. c. 2) *Tacit.* de mor. Germ. §. 9. 3) *Lactantius* L. I C. XXXI. 4) *Schedius* de Diis Germ. 5) *Cicero* de legib. II. *Tac.* m. G. 9. 6) Annal. I. 7) *Tacit.* de morib. German. §. 9. 8) *Plinius* L. XVI C. XLIV.

Sie durften nicht verlezt werden (1). Höchstens nahm man davon Zweige, welche zur Wahrsagerei gebraucht wurden. Auch die Altäre waren bei den Eichen (2). Einige nordische Völker hingen sogar ihre gestorbenen Könige an den Eichen, als heiligen Oertern, auf (3). Der an den Eichen wachsende Mistel war auch ein heiliges Kraut, welchem man übernatürliche Wirkungen zuschrieb (4). Als schon das Christenthum eingeführt war, mißbrauchte man noch die Eichen zur abgöttischen Verehrung und Zauberei. Der longobardische König Luitprand ließ bei Geldstrafe diesen Aberglauben durch ein besonderes Gesetz verbieten (5). Die heiligen Haine wurden nachmals von den Christen zerstört und an ihren Stellen Kirchen und Klöster errichtet. Daß die alten Deutschen den Göttern Menschenopfer brachten, und aus dem Blute und Eingeweide derselben weissagten, wird von mehreren Schriftstellern bestätigt (6). Ihre Priester hieß man Druiden. Sie waren zugleich die Volkslehrer, eingeweiht in die Naturwissenschaft, in großen Ehren gehalten, und ihr Einfluß war nicht blos auf Gottesdienst eingeschränkt, sondern sie wurden auch sonst bei allen wichtigen Handlungen zu

---

1) *Cromer.* L. XV. 2) *Tacit.* Annal. L. I. 3) *Olaus Magn.* L. XVI C. XXXII. 4) *Schedius* de Diis Germ. Syngr. II. C. XXXVI. 5) *Schedius* l. c. C. XXIV. 6) *Tacit.* de mor. Germ. §. 9. *Jul. Cæs.* L. VI. *Strabo* L. IV. *Lactant.* L. I C. XXI. *Procopius* L. IX etc.

Rathe gezogen, und ihr Urtheil hielt man für unfehlbar (1). Ihr Ansehen hörte zur Zeit des Kaisers Tiberius auf (2). Einen andern Orden der Gelehrten machten die Barden oder Sänger der Heldenthaten und des Lobes ihrer Götter aus (3). Denn bei aller Rohheit liebten sie doch Reim und Gesang (4). Sie hatten auch Priesterinnen oder Wahrsagerinnen, welche sie Alrunen nannten, die vorzüglich die Opfer schlachteten. Die Weiber waren überhaupt im großen Ansehen und mußten in wichtigen Fällen ihren Rath geben; denn man glaubte, es wäre etwas Göttliches in ihnen (5). Der Name jener Priesterinnen ist noch bei uns durch die Alraunwurzel erhalten, mit welcher hier und da abergläubige Possen getrieben werden.

§. 29.

So klein die Zahl der ältesten deutschen Götter war, so vermehrte man dieselbe doch, seitdem die Germanier mit den Römern näher bekannt wurden. Einige Vornehme ließen ihre jungen Leute in Rom erziehen, und sogar in die römischen Religions-Geheimnisse einweihen (6). Durch diese wurden allgemach die rö-

---

1) *Tacit.* 10. *Jul. Cæs.* l. c. *Strabo* l. c. 2) *Plin.* L. XXX C. I. 3) *Strabo* L. IV. 4) Mascov Geschichte der Deutsch. 5) *Tacit.* de mor. German. §. 3. 8. *Jul. Cæs.* de bell. gall. L. I. *Strabo* geograph. L. VII. 6) *Tacit.* Annal. L. I.

mischen Gottheiten eingeführt. In der Folge errichteten sie auch ihren verstorbenen Königen und Helden Bildsäulen und Altäre, und verehrten sie als Götter. Die berühmte Irmensäule war, nach aller Wahrscheinlichkeit, ein Götzenbild, welches dem Arminius oder Herman zur Ehre errichtet wurde, weil er der Retter des Vaterlandes war und den Varus schlug. Radagast, ein slavischer Götze; Rugevieth, Porevieth und Porenut, rügische Götzen; Flinz ein vandalischer, Basanwow, ein sicambrischer, Prono, Suantovit und mehrere andere, zur Zeit der Sachsen berühmte Götzenbilder, welche von Christen zerstört wurden, waren ursprünglich vaterländische Helden (1). Unter der Benennung anderer bekannten deutschen Abgötter, z. B. Crodo, Triglas, Zernebug, Siewa u. s. w. scheinen römische Götter verborgen zu seyn.

§. 30.

Der berühmteste Gott der mitternächtlichen oder nordischen Völker war Odin, Oden, Wodan, Guodan oder Othin (2). Er war bei ihnen der Vater der Götter und wurde deswegen mit dem Beinamen Alfadir, Allvater, beehrt. Er hatte, nach ihrer Vorstellung, nur ein Auge, ritt ein Pferd mit 10

1) *Schedius* de Diis German. Syngr. IV. 2) *Keisleri* Dissert. de cultu Solis, Frejae et Othini.

Füßen, Sleipner genannt, und sein Trinkhorn hieß Galliar (1). Ihm wurden vorzüglich Pferde zum Opfer gebracht. Einige schreiben ihm die Erfindung der Buchstaben zu (2), jedoch mit Unrecht. Nach ihrem Tode mit Odin zu schmausen, hielten sie für die größte Glückseligkeit, und sie glaubten, daß der gewisseste Weg nach Valhalla, oder nach ihrem Elysium wäre, wenn sie im Felde oder in der Schlacht stürben. Alles dieses erzählt uns die Edda weitläuftiger, als welche die Mythologie der alten nordischen Völker in Liedern und Erzählungen enthält; die Verfasser oder Compilatoren derselben sollen Sämund Frode und Snorro Sturlä seyn. Ersterer war im Jahre Christi 1057, lezterer 1170, geboren (3). Nach der Meinung einiger Gelehrten sollen die nordischen Völker, im grauesten Alterthum schon, unter dem Namen Othin die Sonne verstanden und verehrt haben, weswegen sie dann auch denselben als einäugig vorstellen (4). Gewisser aber ist es, daß Odin menschlicher Abkunft war, und vergöttert wurde. Er war nach dem Berichte der Edda vom thrazischen königlichen Stamme. Nach andern war er von altgothischer Abkunft, und er soll im Lande der Turcilinger, einer deutschen Nation, als Oberpriester anfangs regiert, und nachher mit einem zahlreichen Heere alle benachbarte nördliche und

---

1) Edda mytholog. 8. 2) *Verelius* Runograph. C. IV. 3) *Keisler* de cultu Solis, Frejae et Othini, §. 9. in Nota a. 4) Idem §. 14. 16.

östliche asiatische und europäische Länder erobert haben, welche er jedoch verließ und sich erst nach den westlichen Gegenden, endlich aber nach dem Sachsland südlich wandte und überall, wohin er kam, eine neue Lehre ausbreitete und sich als einen Gott verehren ließ (1). Zuletzt wurde er König der Sachsen, welche ihn wegen seiner Vorzüge nach seinem Tode als ihren Hauptgott verehrten und seine Religion annahmen, die sich weit und breit erstreckte und ausdehnte. Sein Tod erfolgte in Schweden, und man verbrannte ihn mit aller Pracht und Ehrfurcht (2). In Schweden, in der Gegend von Altubsala war sein Haupttempel, aus welchem viele Völker Orakelsprüche holten (3). Die Verehrung der Hertha, des Thuit und anderer altdeutschen Gottheiten wurde durch seinen neuen Gottesdienst abgeschafft. Eines seiner Gesetze war, daß jeder Todte mit einen Theile seiner Geräthe und Schätze soll verbrannt werden, welches er alles hernach in Valhalla wieder finden würde (4), woselbst sie dann mit ihm und andern Helden Bier und Meth überflüßig trinken sollten, und zwar von schönen Jungfrauen, Valkyriur genannt, kredenzet und in Hörnern oder auch in Schädeln ihrer Feinde eingeschenkt. Dabei würden sie Schweinefleisch essen und Spielkämpfe mit den in ih-

1) Allgemeine Welthist. 32r Th. S. 318. 2) *Edda.* 3) *Saxo* grammat. p. 137. 4) *Edda.* Allgem. Welthist. 32r Th. S. 325. 326.

re Gräber gelegten Waffen, so wie mancherlei lustige Uebungen anstellen. Die Lebenszeit des Odins sezt man im dritten christlichen Jahrhundert.

§. 31.

Unter mehreren übrigen Gottheiten, besonders der Sachsen, nach dem 3ten Jahrhundert, war Thor, angeblich ein Sohn des Odins, und Frigga oder Freia, dessen Gemahlin, berühmt. Nach den Götter benennten sie ihre Wochentage. Der Sonntag hatte seinen Namen von der Sonne; der Montag vom Monde; der Dienstag von Thuisko, oder von Thysa, einer Göttin der Gerechtigkeit und Gemahlin des Thor; der Mittwoch (Wondstag) vom Wodan oder Odin; der Donnerstag von Thor, dem Gott des Donners und der Luft; der Freitag von der Freia; der Samstag (Satertag) vom Crodo oder Saeter (1).

§. 32.

Die Leichengebräuche der alten Deutschen waren nicht so prächtig und umständlich, als bei den Römern. Sie hielten zwar ihre Todten in großen Ehren, ließen sogar die in Schlachten gefallenen nicht zurück (2); aber die Beerdigung derselben geschah in ihrer Art ganz einfach. Sie verbrannten ihre Todten,

---

1) Allgeim. Welthist. 17r Th. §. 84. 2) *Tacitus* de morib. German. §. 6.

hielten aber kein prunkvolles Begräbniß. Den Scheiterhaufen verfertigten sie zwar bei Vornehmen aus gewissen Hölzern, aber es wurden doch weder Kleider, noch Rauchwerk mit verbrannt. Jedem Todten gaben sie seine Waffen mit, und bei einigen wurde auch ein Pferd zugleich mit verbrannt. Auf dem Grabe wurde ein Rasenhügel errichtet. Eigentliche Monumente hielten sie für eine Ehre, welche den Todten beschwerlich und lästig sey, und deswegen verachteten sie solche. Lautes Jammern und Weinen über den Todten hörte bald, stummer Schmerz und Traurigkeit langsamer auf. Für Weiber hielten sie das Trauern schicklich; für Männer aber das Andenken und Erinnern an den Todten. Diese kurze Schilderung von den Leichengebräuchen der Deutschen giebt uns Tacitus (1). Julius Cäsar sagt von den Galliern (2), daß ihre Leichenbegräbnisse prächtig und kostbar wären, und daß sie alles dasjenige, wovon sie wüßten, daß es dem Verstorbenen in seinem Leben lieb gewesen, mit ins Feuer würfen und verbrennten; auch Thiere, ja, noch kurz vor Cäsars Zeit, gar Knechte und Lieblinge.

§. 33.

Dieses sind die einzigen Nachrichten der römischen Schriftsteller von den Begräbniß-Gebräuchen der alten Deutschen und ihrer Nachbarn, der Gallier. Der

1) De moribus Germ. §. 27. 2) De bell. gall. L. VI.

scheinbare Widerspruch in der Erzählung des Tacitus und Cäsars läßt sich leicht heben, wenn man annimmt, daß die Gallier, als etwas gebildetere Völker, mehr mit dem Luxus bekannt waren, als die Germanier, folglich auch mehr Aufwand bei ihrem Leichenbrande machten, der, im Ganzen genommen, mit dem der Germanier doch übereinkam. Ob übrigens Tacitus sowol als Cäsar alles genau beschrieben, solches ist ungewiß. Weil sie ihre Nachrichten über die Gebräuche der Gallier und Deutschen nur vom Hörensagen hatten, so haben sie vielleicht manches Erhebliche nicht angemerkt. Die Reliquien, welche man noch jezt in den alten germanischen Gräbern antrifft, und sich auch in dem Ruhenthalschen gefunden haben, entsprechen jedoch jener Schilderung des Cäsars, und besonders des Tacitus. Je simpeler solche gefundene Leichenreste sind, desto sicherer kann man auf das größere Alterthum der Gräber und daß sie den Zeiten des Cäsars und Tacitus näher sind, schließen. Denn in Gräbern, welche nach andern Beweisen gewiß germanisch sind, hat man auch wol noch andere Sachen, ausser Urnen, Knochen, Kohlen, Asche und Waffen gefunden, nämlich Ringe, Nadeln, Spangen, goldene Ketten und dergleichen. Es scheint, daß der Aufwand schon damals, als diese Grabstätten angelegt wurden, selbst bei Leichenbeerdigungen gewachsen sey. Wenn Cäsar darin die Wahrheit sagt, daß die Gallier alles, was den Todten angenehm gewesen war, ihnen mitgaben: so läßt es sich sehr gut erklären, daß

auch den weiblichen Leichen manches mit ins Grab gegeben wurde, was zu ihrem Putze im Leben gedient hatte. Deswegen findet man dann auch in den Gräbern der Deutschen, welche nahe Nachbarn der Gallier waren, dergleichen Putzsachen, wenn etwa in solchem Grabe eine weibliche Leiche beigesezt war. Sind diese Putzsachen nicht von Werth, sondern einfach und schlecht, so ist zu vermuthen, daß das Grab sehr alt sey; denn die alten Deutschen hatten wenige Kostbarkeiten. Im Gegentheil, wenn die in einem deutschen Grabe gefundenen Sachen kostbar sind: so muß man auf ein jüngeres Alter desselben schließen. Daß nicht bloß und allein die Gallier im eigentlichen Verstande, sondern auch die wahren Germanier, wenigstens bald nach der Zeit des Tacitus, ihren Leichen mancherlei Geräthe mit ins Grab gegeben haben, läßt sich auch daher schließen, weil die Deutschen steif und fest glaubten, daß die Seelen in der andern Welt alles wieder finden würden, was ihnen als Leichen beigegeben wurde (1). Deßwegen ließ man es dem Todten, wenigstens am Nöthigen, nämlich den Männern an Waffen und Pferden, so auch den Weibern an Putz und Hausrath nicht fehlen. Vor Odins Zeit waren vermuthlich diese Mitgifte der Leichen nicht kostbar, aber nachher wurden sie kostbarer, weil man glaubte, daß Odin diejenigen am gnädigsten in

1) Schütz Lehrbegriff der alten deutschen und nordischen Völker vom Zustande der Seele nach dem Tode.

Valhalla aufnähme, welche reichlich ausgestattet zu ihm kämen (1).

§. 44.

Die alten nordischen Schriftsteller bestätigen in ihren Nachrichten vom Begräbniß der nordischen Völker nicht allein die Nachrichten des Cäsars und Tacitus, sondern melden auch noch manches, was hierher gehört, nämlich daß zuerst Odin, als er noch ein menschlicher König war, ausdrücklich befohlen habe, jeden todten Körper mit gewissen Feierlichkeiten zu verbrennen und dessen Asche in einem Leichenkruge wohlverwahrt in die Erde zu setzen, oder dieselbe, in besondern Fällen, ins Meer zu werfen. Obgleich nun die Sitte der Verbrennung der Leichen schon lange vor Odins Zeit gebräuchlich war, so machte doch gedachter Odin zuerst daraus ein gottesdienstliches Werk, welches mehr Kosten erforderte. Er selbst verbrannte den Leichnam seines Sohnes Balder auf einem Scheiterhaufen und zwar in einem Schiffe; die Umstehenden warfen darauf eine Menge von Kostbarkeiten, wozu König Odin selbst ermahnte. Er schleuderte auch einen goldenen Ring in die Flamme und Balders Pferd wurde mit verbrannt. Hatte der Todte keine Pferde, so zog man ihm hölzerne Schuhe an, und kleidete ihn in seine gewöhnliche Kleidung und Rüstung, damit er gemächlich reise und wohl-

1) Allgem. Welthist. 32r Th. S. 336.

anständig in der andern Welt erscheine. Menschenopfer wurden dabei gebraucht. Die Ueberbleibsel von den verbrannten Leichen und den mitgegebenen Sachen wurden alsdenn in Leichenkrüge gethan, nachdem man, um alles in die Urnen hereinzubringen, das abgebrannte Gerippe zerstossen und die mitgegebenen Waffen und Zierrathen zerbrochen hatte. Die Urnen waren von Thon, Glas, Messing, Eisen, Marmor, Asbest, Thon, mit Goldstaub vermengt, Gold, Bergkrystall, mit goldenen Reifen belegt und dergl. Zuweilen legte man die mitgegebenen Sachen blos ins Grab, und überschüttete solches mit Erde. Oefters setzte man Gefässe mit Bier und Speise bei, zum Unterhalt auf der Reise nach ihrem Himmel. Diejenigen, welche auf keine kriegerische Weise starben, wurden zwar verbrannt, aber man warf ihre Asche ins Wasser. Eben so verfuhr man mit den Dieben, besonders solchen, welche die Gräber bestohlen. Den Reichen und Vornehmen errichtete man Grabsteine und Denkmähler auf und um dem Grabhügel, mit oder ohne Zierrathen und Inschriften, auch dichteten die Scalden oder Barden Lieder zur Ehre der verstorbenen Helden (1).

§. 35.

Thränengläser findet man in ächten alten deutschen Grabstätten nicht, weil, wie oben gesagt ist, die Deut-

---

1) Allgem. Welthist. 32r Th. S. 333 u. f. w.

schen überhaupt, wie in andern Dingen, so auch bei Begräbnissen nicht viele Umstände machten und nur das vermeintlich Unentbehrliche den Leichen mitgaben. Theils auch, weil sie zur weibischen Traurigkeit nicht gestimmt waren, von welcher die Thränengefäſſe ein sprechendes Zeichen sind. Grablampen legten sie auch nicht bei, theils weil ihre Gräber nicht inwendig offen oder wie Gewölbe gebaut waren, folglich darin keine Lampen hätten brennen können; größtentheils aber, weil ihre Begriffe von dem Zustande der Seele nach dem Tode mit den Begriffen der Römer über diesen Zustand nicht einstimmten; denn die Römer glaubten, daß angezündete Lichter den Manen aus mancherlei Ursachen nützlich und angenehm wären.

§. 36.

Aus demjenigen, was ich bisher gesagt habe, sieht man, daß zwar die alten Deutschen in ihren Leichengebräuchen darin mit den Römern übereinstimmten, daß sie die Leichen verbrannten und in Aschentöpfen beisezten; indessen waren in manchen andern Stücken ihre Leichengebräuche doch von den römischen verschieden. Diese Verschiedenheit zeigt sich, nach ein Paar tausend Jahren, noch in den Gräbern beider Nationen und in ihren Todtenattributen, so daß man leichtlich ein römisches Grab von einem alten deutschen unterscheiden kann. Die Ruhenthalsche Grabstätte ist demnach eine germanische und keine römische. Ich werde indessen

die sämmtlichen Gründe, woraus solches bewiesen werden kann, jezt näher anführen.

§. 37.

Beweisgründe, daß das Ruhenthalsche Grab ein altes germanisches, und kein römisches sey.

1) Es ist gewiß, daß niemals die Römer in dem Districte des Ruhenthals ordentlich gehauset haben. Nur bei ihren Märschen mögen die Legionen des Augustus, welche Arminius schlug, und nachher die Legionen, welche Germanicus anführte, auf kurze Zeit wol denselben berührt haben. Lange gewohnt haben sie sicherlich in dieser Provinz nicht, es würden sonst wol einige Spuren von ihnen zurückgelassen seyn. Meines Wissens sind hier nie römische Alterthümer, z. B. Gedenksteine mit Inschriften oder dergleichen, gefunden, wie doch im benachbarten klevischen Lande solches oft geschehen ist. Auch keine Spur von hier verehrten römischen Gottheiten, noch von Gebäuden, welche sie aufgerichtet hätten, ist, so viel ich weiß, hier vorhanden. Das älteste der Gebäude in hiesiger Gegend wird wol die Syburg seyn; diese ist aber jüngern Ursprungs und nicht aus den Zeiten der Römer. Dagegen finden sich in dieser Gegend, und zwar nicht sehr weit von Ruhenthal, manche Benennungen von Oertern, welche deutlich zeigen, daß hier mehrere germanische Gottheiten ehemals verehrt wurden. Unweit Hat-

tingen ist ein Ort, unter den Eichen genannt, woselbst den Götzen geopfert seyn soll (1). Der Ort Herdike scheint ursprünglich die Eiche der Hertha, einer Hauptgöttin der Germanier, welche, so wie die anderen Götzen, unter Eichen verehrt wurde, zu bedeuten (2). Bei Bochum ist auch ein großer Teich, welcher Herdikens Teich genannt wird, und nicht weit von Weitmar findet man einen sehr großen Stein, welcher der Hörkenstein (wahrscheinlich Herdeichensstein) heißt und ein Altar gewesen zu seyn scheinet. Die Isenburg bei Hattingen scheinet vom deutschen Gotte Hesus den Namen bekommen zu haben, welcher vielleicht auf dem Berge daselbst verehrt wurde, so wie das adeliche Haus Bergschede von dem bekannten Helden Brennus, welcher nachher unter dem Namen Prono vergöttert wurde. Es wäre sehr leicht, mehrere Beispiele dieser Art, welche in der Nähe sind, anzuführen. Der in der gelehrten Welt genug bekannte, ehemalige hattingische Prediger, Renatus Andreas Kortum, hat vormals einen Entwurf zu einer Geschichte der hiesigen Gegend bekannt gemacht, und darin besonders von den Götzen, welche hier verehrt worden, handeln wollen (3); die Ausarbeitung der Geschichte, welche in Handschrift wirk-

---

1) v. Steinens westfäl. Historie. 28s St. §. 9. 4r Th.
2) v. Steinen l. c. 23s St. § 2. 3) v. Steinens Quellen der westfäl. Historie.

lich fertig gewesen seyn soll, ist aber für unsere Gegend verloren. Einige wollen selbst die Benennung des Ruhenthals von Crodo ableiten, welcher daselbst verehrt wurde. Mehrere ausserordentliche große Steine werden auch noch nahebei gefunden, und es scheint, daß solche, so wie der obengedachte Hörkenstein, Altäre gewesen seyn. Dergleichen ist noch einer nahe bei Bochum am Brunstein und ein ähnlicher zwischen Bochum und Herbede, am Buschei genannt; es sind dicke Granitmassen. In der Ruhr, nahe beim Ruhenthal, befindet sich, zwischen Ruinen von Mauern, ebenfalls ein großer Stein, so wie in der Ruhr bei Witten. Ein vorzüglich merkwürdiger Stein liegt gleichfalls, nahe bei Weimar, an einem Kreuzwege, am Fuße eines Berges, in einem Eichenwalde. Es ist ebenfalls eine Granitart und nach Berechnung seiner Größe beträgt er am Gewicht wenigstens 20000 Pfund. Vor der Reformation wurden nach demselben Prozessionen gehalten und nahe dabei stand eine Heiligenkapelle.

§. 38.

2) Das Oertliche der Grabstätte beweiset gleichfalls daß sie eine germanische sey. Die Römer begruben ihre Todten nicht leicht auf unwegsamen Plätzen, sondern gern an öffentlichen Landstrassen, und auf Stellen, welche nicht sehr abgelegen waren (1); die Deutschen und

1) *Kirchmann* de funeribus Romanor. L. II C. XXII.

andere nordische Völker aber lieber an Wässern und Flüssen; deswegen trifft man auch ihre Urnen gemeiniglich nahe bei Flüssen an (1). Seit Odins Zeiten pflegten sie die Scheiterhaufen zur Verbrennung der Leichen in Schiffen anzulegen, oder bedienten sich wenigstens einiger Theile von Schiffen zur Grundlage dazu (2). Das Ruhenthal ist sehr abgelegen von der Landstrasse, fast unwegbar, ganz nahe an der Ruhr.

§. 39.

3) Die alte, sehr wahrscheinliche Sage, daß im gedachten Thale der Götze Crodo verehrt worden sey, giebt gleichfalls die Vermuthung, daß die Grabstätte eine deutsche sey. Ob hier ein allgemeiner Kirchhof, oder nur ein einzelner Familien-Begräbnißplatz sey, wird nähere Untersuchung lehren. Ich vermuthe ersteres und glaube, daß die Benennung Ruhenthal ein Thal der Ruhe, oder nach dem westfälisch-märkischen Idiotismus Rauenthal ein Thal des Trauerns bedeute. Beides eignet sich für ein Thal, wo Todte begraben sind. Man will zwar diese Benennung anderswoher leiten, nämlich von der vorbeifließenden Ruhr, woher es anfangs Ruhrthal geheißen (3), oder, wie oben gesagt ist, gar von Crodo, woher es Crudenthal, Rudenthal, oder wegen der blutigen Opfer

---

1) Neueste Mannichfaltigkeiten. 110te Woche. 2) Allgem. Weltbist. 32r Th. S. 334. 335. 3) v. Steinens westfäl. Historie. 4r Th. 28s St. §. 3.

Rothenthal genannt worden; allein meine obige Vermuthung scheint natürlicher. Daß Crodo hieselbst verehrt wurde, hält man indessen für gewiß. Man glaubt, dieser Abgott sey eigentlich der Saturn gewesen, weswegen er auch Santer benannt ist; ich glaube aber vielmehr, daß er ein Fluß- oder Wassergott der Deutschen gewesen sey. Er wurde stehend auf einem Fische, als dem vorzüglichsten Produkte der Flüsse, vorgestellt; in der einen Hand hielte er ein Rad, vielleicht als Symbol der Mühlen oder des schnellen Laufes der Flüsse; in der andern Hand hatte er einen Korb mit Früchten, als Symbol der Fruchtbarkeit des Wassers. Ein flatternder Gürtel, vielleicht die windigte Beschaffenheit der Luft bei Flüssen anzudeuten, war um seine Lenden, und sein Kopf bloß und mit einem Neptunusbart (1). Dieser Götze scheint seine Stelle als Wassergott auch bei andern Flüssen hiesiger Gegend gehabt zu haben. Crudenburg an der Lippe hat von ihm den Namen. Man findet im Ruhenthale viele Reste von Mauern; ob solche aus Crodo's Zeit übrig sind, oder von einem zerstörten Schlosse (§. 1.) ist ungewiß. Eine Kapelle ist vormals hieselbst gewesen, welche man vielleicht auf die Stelle gebaut hatte, wo das Crodobild gestanden; denn es war gewöhnlich, daß die Christen an den Orten, wo die zerstörten Götzen verehrt waren, heilige, christliche Gebäude setzen.

---

1) *Schedius* de Diis Germanor.

§. 40.

4) Die Gestalt der Urnen aus dem Ruhenthal kann ferner als Beweis dienen, daß die Grabstätte eine germanische sey. Die Form der römischen Urnen ist durchgängig zierlicher, wenigstens anders. Die im Ruhenthal gefundenen haben die genaueste Aehnlichkeit mit derjenigen, welche im Jahre 1674 an der polnischen Gränze gefunden, von Mellen (1) beschrieben und von Happel (2) in Kupfer, unter Nro. 4, nebst andern Urnen abgebildet ist. Die Aehnlichkeit der gedachten sarmatischen Urne mit jenen des Ruhenthals läßt sich daher erklären, weil die Sarmater mit den Germaniern vermischt und verwandt waren, indem beide Nationen von den Scythen abstammten und die Benennung der leztern endlich in den Namen der Sarmater und Germanier gänzlich überging (3).

§. 41.

5) Im Ruhenthalschen Grabe hat man weder Lampen noch Thränengläser gefunden, welche doch gewöhnlich in den römischen Gräbern angetroffen werden. Die Grabstätte war auch obenher nicht gewölbt, wie meistens die römischen, sondern mit Erde ausgefüllt und bedeckt.

---

1) Historia urnæ sepulchral. Sarmat. 2) Relation. curios. Part IV. 3) *Plinius* L. IV C. XII. *Strabo* Geogr. L. XI. Allgem. Welthist. 17r Th. §. 1.

§. 42.

6) Die Römer sonderten sorgfältig die fremdartigen Theile, z. B. die Holzkohlen, von der Asche und dem Ueberbleibsel der Knochen, ehe sie diese in die Urne legten (1). Die Deutschen waren bei der Sammlung der Leichenreste nicht so delikat. Die in den Urnen des Ruhenthals aufbehaltene Todtenasche und Knochenstücke waren mit kleinen und größern Stücken von Holzkohlen sehr stark vermischt.

§. 43.

7) Geldmünzen, welche doch die Römer ihren Leichen mitzugeben pflegten und auch noch in römischen Gräbern gefunden werden, sind in der Ruhenthalschen Grabstätte gar nicht angetroffen. Die ältesten Germanier hatten, vor ihrer genauern Bekanntschaft mit den Römern, keine Münzen. Dieser Umstand beweiset, daß gedachte Grabstätte schon vor der Zeit der Bekanntschaft der Deutschen mit den Römern angelegt seyn müsse, folglich ausserordentlich alt sey. Weil nach Julius Cäsars Bericht (2) den Leichen alles mitgegeben wurde, was ihnen im Leben lieb gewesen war: so würde man auch wol einige Münzen in diesem Grabe gefunden haben, wenn man damals, als sie angelegt wurde, schon Münzen gehabt hätte.

---

1) *Kirchmann* de funerib. Romanor. L. III C VII. 2) De bell. gall. L. VI.

§. 44.

8) Auch andere Sachen von eigentlichem Werthe, welche man oft in den römischen Gräbern findet, fand man in jenem Grabe nicht. Eine kleine silberne Schale war, nebst ein wenig Perlenkalk, alles, was man eigentlich dahin rechnen kann. Das Nähere hierüber wird in dem Abschnitte, welcher die gefundenen Sachen erläutert, gesagt werden.

§. 45.

9) Es sind in dem Ruhenthalschen Grabe ausser den menschlichen Knochenresten auch mehrere Knochen von Pferden gefunden. Dieses entspricht der mehrmals angeführten Nachricht des Tacitus und Cäsars, daß die Deutschen hätten mit ihren Leichen zugleich Pferde begraben lassen. Ich werde nachher zeigen, daß diese Knochen von keinen andern, als deutschen Pferden Ueberbleibsel sind.

§. 46.

10) Eben so verhält es sich mit den im gedachten Grabe gefundenen verrosteten Eisenstücken, welche Reste von Waffen und Pferdegeschirr sind. Denn Tacitus versichert, daß die Deutschen ihren Leichen die Waffen mit ins Grab gegeben haben. Folglich ist diese Grabstätte eine germanische. Jedoch der hievon genommene Beweis ist nicht so wichtig, wie die andern;

denn auch die alten Römer gaben ihren Leichen zuweilen Waffen mit.

§. 47.

11) Ein starker Beweis, daß das Ruhenthalsche Grab ein altdeutsches ist, ist das darin gefundene steinerne Opfermesser, oder der sogenannte Ceraunit, welcher nachher näher beschrieben werden soll. So viel mir bekannt ist, hat man in ächten römischen Gräbern dergleichen nie gefunden, wol aber mehrmals in germanischen (1). Weil bei den Deutschen das Eisen, so wie andere Metalle, selten war, so waren sie freilich genöthigt, manches Geräthe, was man jezt von Eisen schmiedet, von andern geschickten Stoffen zu verfertigen und unter andern sich scharf geschliffener Steine statt der Messer zu bedienen, so wie solches schon ältere Völker ebenfalls thaten (2).

§. 48.

12) Die Simplizität der übrigen gefundenen Sachen, welche ebenfalls nachher näher beschrieben werden sollen, bestätiget den alten germanischen Ursprung. In römischen Gräbern findet man, wo nicht kostbarere, doch wenigstens zierlichere Sachen, wenn dergleichen

---

1) *Happel* relat. cur. Part. IV. Neueste Mannichf. 111 und 136ste Woche. 2) 2 Buch Mos. 4, 25. Josua 5, 2 u. 3.

etwa den Todten mitgegeben waren. Zwar findet man in deutschen Gräbern zuweilen Ringe, Stangen, Hefte, Knöpfe und dergleichen von Metall, Elfenbein u. s. w. (1); es ist aber zu glauben, daß eben diese Gräber jünger sind, als die Ruhenthalschen, und erst damals angelegt wurden, da der durch die Bekanntschaft mit andern Völkern eingeführte Luxus solches verstattete.

§. 49.

13) Ein in der oft gedachten Grabstätte gefundener Stein mit Charakteren, giebt den bündigsten Beweis, daß sie eine altdeutsche sey. Es ist kein Zweifel, daß darauf eine Nachricht sich befinde, wer hier eigentlich begraben sey. Auch dieser Stein soll hernach genauer beschrieben werden. Die Charakteren oder Buchstaben sind, leider! nicht alle mehr leserlich; doch ist es gewiß und kennbar genug, daß sie runisch sind und der Stein eine Art von Grabstein vorstellen soll. Ihn muß ein Germanier gemacht haben, und muß für eine germanische Leiche bestimmt gewesen seyn. Römer machten ihre Grabschriften mit römischen Buchstaben, welche, so alt sie auch seyn und so viele Abbreviaturen sie auch haben mögen, sich doch erkennen und lesen lassen, wenn man darin eine kleine Uebung hat. Wäre hier ein Römer begraben, so würde er auch eine Grabschrift in lateinischer Sprache und mit lateinischen Buchstaben,

---

1) Neueste Mannichf. loco cit. *Happel* relat. cur. l. c.

höchstens in griechischer Sprache und mit griechischen Buchstaben, nicht aber mit runischen, haben, deren sich nur die nordischen Völker bedienten.

§. 50.

Daß das Ruhenthalsche Grab ein altes germanisches sey, ist also keinem Zweifel unterworfen. Nunmehr ist kürzlich die Frage zu beantworten: Von welchem germanischen Volke ist dieses Grab?

Das alte Germanien war ein weitläuftiges Land. Seine Gränze nach Westen waren der Rhein und der deutsche Ocean, oder die Nordsee; nach Norden gleichfalls die Nordsee; nach Osten der finnische Meerbusen, der Sund und die Weichsel; nach Süden die Donau. So sagt Cluver (1), und die Nachricht des Tacitus (2) von den Gränzen Germaniens stimmt damit ziemlich überein. Nachher sind noch Theile von Gallien und Sarmatien dazu gerechnet worden. In der allgemeinen Welthistorie (3) heißt es, nach dem Bericht der römischen Schriftsteller, daß der Rhein die Deutschen gegen Abend von den alten Galliern trenne, und die Donau gegen Mittag, der hercynische Wald gegen Mitternacht, das germanische oder mitternächtliche Meer gegen Nordwest, aber Scythien und Sarmatien gegen Morgen die Gränzen machten, und die Deut-

1) Introduct. in Geogr. vet. et nov. L. III C. I. 2) de morib. Germ. §. 1. 3) 17r Th. §. 3.

schen mit diesen leztern Völkern an der Morgengränze, so wie mit den Galliern an der Abendgränze vermischt gewesen wären. Germanien hatte also in alten Zeiten einen ungeheuern Umfang und war viel größer, als das jezige eigentliche Deutschland.

§. 51.

Tacitus theilt (1) die Deutschen in drei Völkerschaften, nämlich in Istävoner, Ingevoner und Hermioner. Plinius zählte zu diesen noch zwei andere, nämlich die Vandalen und Peuciner oder Bastarner. In jeder Landschaft dieser fünf Völkerschaften hatten die Einwohner ihre eigenen und besonderen Namen, welche nach Zeit und Umständen, besonders weil sie oft aus einer Gegend in die andere zogen, umgeändert wurden, und welche alle anzuführen hier zweckwidrig seyn würde. Man kann sie im Cluver (2) nachsehen. Nur von den Istävonern bemerke ich, daß darunter die Friesen, Angrivarier, Chamaver, Ansibarier, Dulgibiner, Chassuarier, Marser, Tubanten, Marsacer, Ubier, Usipier, Tenkterer, Sicamberer und Brukterer gehörten, welche Völker alle aber jezt einen andern Namen führen.

§. 52.

Die Sicamberer und Brukterer sind hier am

---

1) De mor. Germ. §. 1. 2) Introduct. in Geogr. vet. et nov. L. III.

interessantesten, weil es gewiß ist, daß sie die Gegend, in welcher die Ruhenthalsche Grabstätte liegt, bewohnt haben. Denn die Sicamberer hatten ihre Wohnplätze an den Ufern des Rheins längs der Sieg, Ruhr und Lippe fast bis an die Weser. Ihr Gebiet erstreckte sich also unter andern durchs Herzogthum Berg und die Grafschaft Mark (1). Die Sicamberer waren tapfer und machten den Römern viel zu schaffen (2). Die Brukterer wohnten zwischen dem Rhein, der Ems und der Lippe (3). Es war eine respektable Nation. Um die Zeit des römischen Kaisers Trajan wurden auf einmal mehr als 60000 Brukterer niedergemacht, und zwar von ihren eigenen Nachbarn, den Chamavern und Angrivariern (4). Sie zogen sich nachher höher hinauf, theils nach dem hercynischen Walde, wo der Brocken oder Blocksberg von ihnen den Namen bekam, theils ließen sie sich an der Ruhr nieder, wo die Schlösser Bruch bei Mülheim und Hattingen von ihnen noch den Namen haben sollen (5). Sie machten sich in der Folge in den fränkischen Bündnissen berühmt und zulezt gingen sie theils mit den Franken nach Gallien, theils wurden sie von den sogenannten Sachsen, welche das Land einnahmen, vertilgt und ihr Name ging verlo-

---

1) Steffens Geschichte der alten Bewohner Deutschl. *Cluver* l. c. und mehrere andere. 2) *Jul. Cæsar* de bell. gall. L. VI. 3) *Tacit.* Annal. L. I. 4) *Tacitus* l. c. Mascov Geschichte der Deutsch. 5tes Buch. 5) Monumenta paderbornens.

ren (1). Von den alten Brukterern meldet Tacitus (2), daß bei ihnen die Velleda zu Hause gehört habe, welche eine berühmte Wahrsagerin war, und fast als Königin und Göttin nicht allein von ihren Landsleuten, sondern auch von andern benachbarten Germaniern verehrt wurde. Bei wichtigen Vorfällen fragte man sie um Rath. Sie stund sogar bei den Römern in solchem Ansehen, daß sie ihr Gesandte und Geschenke schickten, um ihre Freundschaft zu erhalten; sie that aber so göttlich vornehm, daß sie solche nicht einmal vorließ. Ueberhaupt ertheilte sie ihre Antworten und Entscheidungen nur gleichsam durch die dritte Hand (3). Sie hatte aber kein gutes Ende, denn Tacitus sahe sie zur Zeit des Kaisers Vespasian in Rom, wohin sie als eine Kriegsgefangene gebracht war. Nach der Meinung einiger neuern Schriftsteller (4) soll sie ihre Residenz auf einem Thurme an der Lippe bei Velen gehabt haben. Von dieser hochberühmten Person ist bei Keisler mehreres zu lesen (5).

§ 53.

Es ist also daran nicht zweifeln, daß die Ruhenthalsche Grabstätte eine uralte deutsche sicamberische,

---

1) Mascov l. c. Steffens Gesch. der alten Bew. Deutschlands. 2) De morib. Germ. §. 3. 3) *Tacitus* Histor. L. IV. § 14. 15. 4) Steffens Gesch. der alten Bewohner Deutschlands. 5) Antiquitat. septentrional. p. 472.

oder noch gewisser, eine brukterische sey. Aelter, als die Zeit der Sachsen, welche das Land einnahmen und deren Namen seitdem die Deutschen zum Theil führten, muß man sie halten, sowol wegen der Einfachheit der darin gefundenen Sachen überhaupt, als besonders wegen der auf dem Steine befindlichen Schrift, von welcher ich nachher zeigen werde, daß sie vor der Sachsenzeit verfertigt seyn müsse. Welche Personen aber eigentlich darin begraben seyn mögen, ob es eine Druyden = oder fürstliche Familie sey? dieses könnte man vielleicht gewiß bestimmen, wenn man so glücklich wäre, die verstümmelte Aufschrift des Steins zu lesen. Ein gemeines Begräbniß ist es gewiß nicht, sonst würde es inwendig von allen Seiten nicht solche feste Mauern haben, als es wirklich hat, wie unten aus der Beschreibung desselben erhellen wird. Die vielen Gebeine und Urnen, welche sich in diesem gemauerten Behälter beisammen fanden, bestätigen solches gleichfalls. Die silberne Schale, wenn sie, wie ich fest glaube, eine Opferschale ist, so wie das schöne steinerne Opfermesser lassen vermuthen, daß ein Druidenoberhaupt hier begraben und dessen Körperrest in der großen zerbrochenen Urne aufbehalten gewesen sey, und daß die anderen kleineren Urnen entweder für seiner Verwandten oder einiger Unterpriester Asche bestimmt gewesen. Aus den gefundenen weiblichen Zierrathen könnte man auch schließen, daß eine prophetische Jungfrau oder Alrune hier zugleich beigesezt sey. Nimmt man

die Sage von einem auf diesem Platze gewesenen Götzenbilde dazu, so wird jene Vermuthung noch wahrscheinlicher. Es ist aber auch eben so wol möglich, daß hier ein alter germanischer Fürst oder Held, nebst seiner Familie, sein Grab habe. Die Pferdegebeine bei seiner Urne und besonders die vielen verrosteten Eisenstücke von Waffen, welche nur ein Attribut der Vornehmen und Reichen waren, weil die gemeinen Germanier nur blos Spieße und keine Schwerter noch Harnische hatten (1), scheinen solches zu bezeugen.

§. 54.

Nunmehr wende ich mich zur besondern Beschreibung der Ruhenthalschen Grabstätte und Erklärung der darin gefundenen Sachen.

Das Grab ist 18 Fuß lang und $3\frac{1}{2}$ Fuß breit. Die Länge erstreckt sich von Abend nach Morgen. Schon andere alte Völker pflegten ihre Todten in dieser Richtung zu begraben (2), so wie es noch jezt die Juden thun. Auch die alten Deutschen hatten diese Gewohnheit. Der Hofrath Elteſter in Berlin machte ebenfalls diese Entdeckung bei den Urnen, welche er bei Teltow häufig fand (3). Es ist eigentlich ein ausgemauerter Behälter oder Gang. Die Mauer nach der Ruhrseite ist 4 Fuß dick und äußerst fest. Die nach

1) *Tacitus* de mor. German. §. 6 2) *Aelian.* L. V. variar. hist. 3) Neueste Mannichfaltigk. 110te Woche.

der Landseite ist nicht völlig so dick noch fest. Die Mauern gehen senkrecht bis zum Grunde ein Lachter tief. Ihre Steine sind starke Sandsteine, äußerst fest zusammengekittet und nach innen hin grade behauen. Der Boden ist nicht ausgemauert; oben ist auch kein Gewölbe, sondern das Grab war mit Erde ganz ausgefüllt. Daß obenauf ein Rasenhügel vormals gewesen sey, daran ist nicht zu zweifeln; durch Länge der Zeit ist dieser abgetragen. Auf dem Grabe wird ein Rasenhügel errichtet, sagt Tacitus (1), denn sie verachten die Ehre schwerer Monumente. Daß indessen die alten nordischen Völker zuweilen ihre Gräber mit großen Steinen bedeckt haben, ist nicht zu leugnen. Die großen Steine in der Drente sollen, nach der Meinung einiger Gelehrten, Grabsteine der dasigen uralten Einwohner seyn, welche der abergläubige Wahn sogar zu Riesen macht (2). Daß man nicht unter allen solchen großen Steinen, welche man hier und da antrifft, Urnen findet, davon ist dieses die Ursache, weil manche solcher Steine auch zu einem andern Zwecke, z. B. Altären, Denkmählern, Gränzsteinen u. s. w. gedient haben, oder auch als Geschiebe von ungefähr dahin durch Naturrevolutionen gekommen sind. Daß man aber auch meistens die Urnen ohne darauf gelegte Steine findet, kommt daher, weil man dieselben ehemals weggenommen und zu Gebäuden benutzt hat.

---

1) De moribus Germ. §. 8. 2) *Happel* Relat. cur. T. IV.

§. 55.

Eine falsche Nachricht des Tacitus von den Deutschen (1) fällt mir, bei Betrachtung der Ruhenthalschen Grabstätte, sehr auf. Er spricht den Deutschen alle Baukunst ab, und sagt, sie hätten nicht einmal Cemente zu Mauerwerken gebraucht, noch Dachziegel. Daß sie keine Dachziegel zur Bedeckung ihrer Wohnungen angewandt haben, kann zwar wahr seyn; aber gewiß ist es doch, daß sie die Kunst verstanden haben, Thon zu backen. Die Urnen oder Aschenkrüge sind ja von Thon und wenigstens die Ruhenthalschen sind alle stark ausgebacken; einige zeigen sogar eine Art von Glasur, die vom heftigen Feuer entstanden seyn muß, welches die Thonerde verglaset hat. Die in eben der Grabstätte gefundenen Ziegelsteine sind auch so gut wie die unsrigen, ja zum Theil stärker ausgebacken. Die Kunst der alten Deutschen, Steine mit Kalk und Kitt zu verbinden, zeigt sich auch an den Mauern des gedachten Grabes, welche, wie gesagt, ausserordentlich fest sind. Daß die Mauerkunst selbst bei den alleráltesten, rohesten und wildesten Völkern bekannt gewesen seyn müsse und noch sey, kann wol nicht in Abrede gestellt werden. Die erste Völkertrennung geschah ja während und nach dem babylonischen Thurmbau. Alle die daran arbeiteten, mußten also von der Baukunst Kenntnisse haben und sie in die neuern Länder, welche sie zu ihren Wohn-

1) De morib. German. §. 6.

plätzen wählten, mitbringen. Wer erstaunt auch nicht über die Beschreibung der großen und prachtvollen Gebäude, welche die Portugiesen und Spanier in Amerika bei den sogenannten Wilden antrafen? Neuere Reisende bestätigen gleichfalls, daß die Kunst zu bauen selbst den sonst unwissendsten Völkern nicht ganz unbekannt sey. Warum sollten also die alten Germanier, welche man sich so ganz und gar isolirt von allen andern Völkern nicht gedenken muß, nicht auch die Mauerkunst, wenigstens das grobe davon, gekannt haben, obgleich sie eben keine prächtige Gebäude errichteten, sondern meistens in Zelten, Hütten und Höhlen wohnten und sogar ihre Götter nicht in Tempeln sondern an freien Orten verehrten?

§. 56.

Die Grabstätte oder der lange Gang, worin sich die Aschenkrüge befanden, hat vorne und hinten eine Schlußmauer, eben so dick und von eben den Steinen, wie die andern Mauern. Hinter der hintersten Schlußmauer fängt ein anderer gemauerter Gang an, welcher eben so breit ist; die Länge desselben ist noch nicht entdeckt. Die Mauer, welche diesen Gang von dem ersten trennt, hat oben eine Oeffnung, einen Fuß im Durchschnitt groß, welches beweiset, daß eine Gemeinschaft zwischen beiden Behältnissen gewesen sey. Was in diesem leztern mit Erde verschütteten Gange stecke, ist noch

nicht untersucht, denn man ist noch nicht bis auf den Grund gekommen. Als man ein Paar Schuhe tief gegraben hatte, fand man eine kleine Lage von Ziegelsteinen. Diese waren ausserordentlich hart, fast verglaset und verbrannt. Wahrscheinlich ist dieses die Stätte, wo die Leichen verbrannt wurden, oder es ist das Gemach, wo man Speisen zum Leichenmahle bereitete, welches die Römer Culina nannten (1); und jene Ziegellage ist der Heerd gewesen. Diesen Gebrauch der Leichenmähler können die Deutschen mit den Römern vielleicht gemein gehabt haben (2).

§. 57.

Schon §. 1. habe ich bemerkt, daß sich im Ruhenthale noch andere viele Ruinen von Mauern theils in der Erde, theils oberhalb derselben befinden. Erst nach künftiger genauer Untersuchung des ganzen Thals läßt sich mit Gewißheit bestimmen, ob diese Ruinen von dem ehemals da gewesenen Schlosse Ruhenthal herrühren, oder ob ein Theil von ihnen älter ist. Bei der Besichtigung einiger mit Erde bedeckt gewesenen Mauern in diesem Thale, nicht weit von der Grabstätte fiel mir der Tempel der Tanfana ein, dessen Tacitus (3) gedenkt. Möglich wäre es, daß er hier gestanden hätte. Zwar weiset gedachter Schriftsteller

---

1) *Kirchmann* de funerib. Rom. L. IV C. V. 2) Idem C. VI. 3) Annal. L. I §. 10.

diesem Tempel, welchen die Römer zerstörten, seine Stelle im Lande der Marser an; allein, weil die Marser nicht weit von hier wohnten, so kann Tacitus, welcher seine Nachricht nur vom Hörensagen hatte, um wenige Meilen wegen der Lage des Tempels leicht geirrt haben. Dieser zerstörende Feldzug der Römer galt ohnehin zugleich den Brukterern und ihren Nachbarn, wie Tacitus versichert. Kein Gelehrter weiß es genau, wo der gedachte Tempel gewesen ist; ja man weiß nicht einmal, wie es mit der Göttin Tanfana und ihrem Tempelgebäude eigentlich beschaffen war (1).

§. 38.

Die Urnen.

Diejenigen Gefässe, worin die Griechen und Römer die Asche und Knochenüberbleibsel der verbrannten Leichen legten und aufbewahrten, hießen Urnae, Ossuaria oder Cineraria. Wir nennen sie Urnen, Aschentöpfe oder Leichenkrüge. Sie wurden bei jenen Völkern von mancherlei Stoffen verfertigt, je nachdem einer vornehm und reich war. Die Asche und Gebeine der Vornehmsten hatten goldne Urnen (2). Mehreren römischen Kaisern widerfuhr nach ihrem Tode diese Ehre (3). Im Jahre 1685 pflügte bei Fühnen

1) Allgem. Welthist. 17r Th. S. 30. 31. 2) *Homer* Iliad. ψ. 3) *Ael. Spart.* in vita Severi. *Eutrop.* de Trajan. etc.

ein Bauer 6 goldne Urnen aus (1). In der königlichen Kunstkammer zu Koppenhagen befinden sich 6 goldne Urnen (2), vielleicht sind es eben dieselbigen. Andere Urnen waren von Silber verfertigt (3). Andere von Erz (4), deren man auch in der Mark Brandenburg gefunden hat (5). Andere von Marmor oder von Porphyr; dergleichen eine hatte Kaiser Severus schon bei seinem Leben für sich verfertigen lassen, und als er sie besehen und in die Hand genommen, soll er gesagt haben: Tu virum capies quem totus orbis terrarum non cepit (6) (du wirst einen Mann umfassen, welchen der ganze Weltkreis nicht umfassen konnte). Auch von Glas hat man sie gefunden. Die Urne des Cicero, welche im Jahre 1514 in der Insel Zanthe entdeckt worden, soll von Glas gewesen seyn (7). Valentinus hat eine solche gläserne in seinem Museo museorum T. II. abgebildet. Man hat sie auch von Holz verfertigt (8). Auch von Bergkrystall, vergoldetem Glase, Asbest, Eisen und Messing, und man trifft solche in nordischen alten Gräbern

---

1) Beckmanns historische Beschreibung der Mark Brandenburg. 2) *Trogil Arnkiel* cimbrische Heidenbegräbnisse. 3) *Ammian. Marcellin.* L. XIX. 4) *Virgil. Aeneid.* L. VI. 5) Beckmann l. c. 6) *Xiphilin.* de Severo. 7) *Happel* rel. cur. T. IV. 8) Deutsche Encyclopäd. 3r B. Tit. Begräbnißurnen.

an (1). Die gebräuchlichsten Urnen, sowol bei andern Völkern, als besonders bei den alten Deutschen, waren von Thonerde. Sie werden noch oft gefunden. Es gab Gelehrte, welche sie für Naturspiele oder von selbst in der Erde gebildete Geräthe hielten (2). Andere glaubten, es wären Geschirre für Pygmäen oder Erdmännchen (3), und darum nennt man sie noch an einigen Orten, Zwergtöpfe; man glaubte gar ehemals, daß sie um die Pfingstzeit am besten ausgegraben werden könnten, weil sie alsdenn von selbst sich sehr aus der Erde erhöben (4). Selten glückt es, die thöneren Urnen ganz unverlezt aus der Erde zu bringen, denn sie sind meistens, besonders wenn sie in einem sumpfichten Boden stehen, so mürbe, daß man sie kaum, ohne sie zu zerbrechen, anrühren darf. Wenn sie einige Zeit an der Luft gestanden haben, so werden sie wieder etwas hart und der in der Erde feucht gewordene Thon trocknet aus. Manchmal sind sie auch in der Erde schon zerbrochen, oder von der darauf liegenden dicken Erdschicht zerdrückt. Dieses leztere ist auch der Fall beinahe mit allen Ru-

---

1) **Müllers** Versuch einer Abhandlung von den Urnen alter nordischen Völker. *Wormii* Monumenta danica.

2) *Matthesius* in der Bergpostille. Münster in Cosmographia. *Hagedorn* in Miscellan. academ. nat. cur. Annal. II. 3) *Jo. Jonston.* Thaumatogr nat. *Georg. Agricola* de natura fossil. etc. 4) *Valentini* mus. museor T. II.

henthalschen Urnen, woselbst noch zur Zeit nur eine einzige ganz unverlezt herausgebracht ist, welche nahe an der Mauer stand, aber doch schief lag.

§. 59.

Die Gestalt der Urnen, sowol der römischen als germanischen ist verschieden. Jeder Volksstamm der leztern scheint eine eigene Façon daran geliebt zu haben, wie die Abbildungen zeigen, welche man in verschiedenen Büchern findet (1). Einige sind ohne Henkel; andere haben einen, zwei, oder mehr Henkel. Einige haben Deckel, andere nicht. Einige haben einen platten, andere einen runden Boden. Einige, besonders römische, haben mancherlei Schnörkelwerk und Bildnisse. Die altdeutschen Urnen sind meistens am simpelsten gebildet, jedoch nicht so ganz geschmacklos, als man glauben möchte. Wer solche in Kunstkabineten, wo Urnen aufbewahrt werden, gesehen hat, wird dieses finden.

§. 60.

Die im Ruhenthal gefundenen Urnen sind alle von einer festen, gut ausgebackenen Erde; fast wie das sogenannte Kölnische oder Koblenzer Steingut. Noch

1) *Montfauçon* l'antiquité expliquée. *Keisler* antiquit. septentrion. *Happel* relat curios. T. IV. Neueste Mannichfaltigk. 133ste Woche und mehrere.

sehr hart und fest. Ihre Scherben geben mit dem Stahl Feuer. Der Umriß ihrer Gestalt ist hier zu sehen.

Nur eine große, zwischen den andern angetroffene, war dicker und runder, nach den Scherben zu urtheilen; auch ihre Farbe war schwarz, dahingegen die Farbe aller übrigen weißgrau und blaßgelblicht ist. An einigen ist eine Art röthlicher Glasur an der äussern Fläche sichtbar, welche durch die große Hitze des Feuers,

worin sie gaar gebocken worden, entstanden zu seyn scheint. Sie sind gewiß nicht aus freier Hand, sondern auf der Töpferscheibe verfertigt; denn sonst wären sie nicht so regelmäßig. Ohne Zweifel haben die alten Deutschen die Töpferscheibe von ihren Vorfahren oder Brüdern, den Scythen, bekommen; denn dieses Werkzeug erfand der berühmte scythische Philosoph Anacharsis (1). Eine zerbrochene Urne schien, nach den Scherben zu urtheilen, etwas höher, aber auch enger, als die übrigen gewesen zu seyn. Diese war es, zwischen deren Trümmern sich die nachher zu beschreibenden weiblichen Zierrathen befanden. Der Boden der meisten war flach, bei einigen aber war er konvex. Die meisten haben einen Henkel gehabt, so wie die abgebildete. Diese ist $6\frac{1}{4}$ Zoll hoch, ihre Mündung ist $2\frac{1}{2}$ Zoll weit; der Bauch hat im Umfange $14\frac{1}{2}$ Zoll, und der Boden oder Fuß im Durschnitt $3\frac{1}{2}$ Zoll. An Flüßigkeit kann sie beinahe 3 Schoppen enthalten. Oben um den Hals herum sind verschiedene Kreise oder Reiffe, eben so auch um den Bauch. Der Boden ist am Rande zackenförmig eingedrückt. Eben so sind auch die anderen beschaffen. Die große Urne, deren Bauch sehr weit und dick gewesen seyn muß, hat sicherlich mehr als viermal so viel enthalten können, als die übrigen. Der Boden derselben war ganz geblieben und hatte im

---

1) *Polydor. Vergil.* de rer. invent. L. II C. XXV. *Alexand. Sardus* de rer. invent. L. II.

Durchschnitt ungefähr einen halben Fuß. Die Scherben derselben waren durch und durch schwarz und ohne merkliche Glasur.

§. 61.

Die Ziegelsteine und Platten von Schiefer.

Die Urnen stunden alle auf und zwischen Ziegelsteinen, welche genau die Dicke, Größe und Form haben, wie sie noch jezt bei uns verfertigt werden. Sie waren sämmtlich noch so roth, hart und frisch, als wenn sie erst heute in die Erde gelegt worden wären. Einige sind übermäßig hart ausgebacken und schier verglaset. Diese Entdeckung, daß Ziegelsteine nach so vielen Jahrhunderten, in der Erde sich gut und unverändert erhalten, ist von großem Nutzen; denn man sieht daraus, daß sie zu unterirdischen Gebäuden sicher angewendet werden können, und daß sie in der Erde unzerstörlicher sind, als ausser derselben. Auf jeder Urne hat, als Deckel, ein Stück von gemeinem Schiefer (lapis schistus nigricans friabilis Linn.) gelegen, welches keine bestimmte Form hatte und gut und frisch erhalten war. In dem Schieferdeckel, welcher auf der großen Urne sich gefunden hat, waren an einer Seite, ein Zoll weit von einander, zwei runde gebohrte kleine Löcher. Vermuthlich ist durch dieselben ein Drath oder Band gezogen gewesen, womit der Schiefer an dem Henkel des Aschenkruges befestigt wurde. Daß diese

Urnen solche einfache und keine künstliche Deckel hatten, die man sonst auf Urnen findet, zeuget, wie ich glaube, von fernem Alterthum. Durch den Druck der obern dicken Erdschicht waren die Schieferdeckel platt herab nach dem Boden der Urnen gesenkt, so daß zwischen ihnen und dem Boden dasjenige zusammengepreßt lag, was in den Urnen gewesen ist, da indessen die Scherben derselben seitwärts lagen. Die größte Vorsicht wurde beim Ausgraben derselben beobachtet, so daß sie nicht während dieser Arbeit zerbrochen werden konnten, sondern schon vorher zerbrochen seyn mußten. Die Zahl der bisher herausgebrachten Urnen, welche, ausser der einzigen unverlezten, blos nach den Scherben und der größtentheils ganz gebliebenen Böden berechnet werden kann, wird sich zu 8 belaufen.

§. 62.

In den Urnen befand sich ein schmierichter, fetter, mit Erde vermischter Klumpen, welcher die ganze Höhlung derselben ausfüllte, einen moderigen Erdgeruch hatte und sich wie eine harte Seife anfühlen ließ. Diese Masse war von braungrauer Farbe, es ließen sich aber weiße Fettklümpchen darin erkennen. Sie ist, ohne Zweifel, von den aus den Knochenresten durch Länge der Zeit entwickelten Fetttheilen entstanden, welche sich mit der laugenhaften Asche des verbrannten Körpers und Scheiterholzes vermischt hatten und folglich eine Art von Seife bildeten. Ohnehin

gehen in der Erde die weichen Theile des thierischen oder menschlichen Körpers zuweilen in eine fette, schmierichte, seifenhafte Substanz über. Als man in den Jahren 1786 und 1787 in Paris die Abhebung und Reinigung des Kirchhofes der Innocens vornahm, fanden sich mehrere Leichname, deren weiche Theile in ein solches seifenhaftes Wesen übergegangen waren (1). Daß das Fett in der Erde sich lange erhalte, haben schon andere bemerkt (2). Die Todtengräber finden oft große Klumpen von Menschenfett in der Erde. Aber daß so viele Jahrhunderte lang das Fett in den Urnen sich unverweslich in der Erde zusammengeronnen erhalten hat, ist eine merkwürdige Erscheinung und läßt auf Unzerstörbarkeit desselben schließen. Könnten nicht unsere Theologen solchen Umstand gegen diejenigen anwenden, welche die Auferstehung des Fleisches aus demjenigen Grunde leugnen, weil der Körper ganz verweset, ohne einen materiellen Keim zu einem künftigen neuen zurückzulassen? Das Rudiment des Embryo, aus welchem sich nach und nach alle festen Theile des Körpers bilden, ist ja nichts anders, als eine Art eines fettichten Schleimes, an welchem anfänglich keine Organe sichtbar sind. Hätten die alten Rabbinen es gewußt, daß an sich das Fett in der Erde unverweslich wäre, obgleich es sich mit der Erde vermischt und darin

1) Wagners Naturwunder u. Ländermerkwürdigk. 4r Th. 2) *Garmann* de miraculis mortuor. L. III Tit. II. §. 38.

zertheilet: so würden sie vielleicht nicht auf die vom Rabbi Uschaia (1) erfundene und mitgetheilte Fabel von dem unverweslichen Knöchlein Luz oder Lus gekommen seyn, woraus bei der Auferstehung der neue Körper gebildet werden soll (2). Daß sich in und bei dänischen Urnen mehrmals eine fette Materie finde, ist übrigens von einigen Schriftstellern bemerkt (3); ob aber dieser Fettstoff von eben der Art, wie der von mir beschriebene sey, kann ich nicht sagen.

§. 63.

Zwischen diesen fettichten Erdklumpen befanden sich in den Urnen, so wie auch bei denselben Holzkohlen, in kleinen und großen Stücken, theils ganz, theils nicht völlig ausgebrannt. Es sind gewiß Reste des Scheiterhaufens, auf welchem die Leichen verbrannt waren. Ihrer ist eine ziemliche Menge, und sie beweisen, daß die alten Deutschen bei Sammlung der Asche und Knochenreste der Leichen nicht so genau verfahren haben, als die Römer, welche leztere, wie schon §. 42. bemerkt ist, bei ihrem Ossilegium sorgfältig alles Heterogene von den Knochen und der Leichenasche absonderten, ehe sie diese der Urne anvertraueten. Ich habe diese Kohlen, so genau, als möglich war, mit Kohlen von aller-

1) In Bereschit Rabba. 2) *Caps. Bauhin* théâtr. anatom. C. XLVIII. 3) Rhodens cimbrische Antiquitäten, Remarquen.

lei Holz verglichen, und muß urtheilen, daß sie meistens von Fichten- oder Tannenholz sind, welches auch, wie schon § 17. bemerkt ist, als ein leicht brennbares Holz von den Römern mit zu dem Scheiterhaufen genommen wurde (1). Jedoch erkenne ich unter denselben auch Kohlen von Wachholderholz. Daß die alten Deutschen ohnehin sich keines Eichenholzes dazu bedient haben, ist wahrscheinlich, weil ihnen die Eiche zu heilig war (§. 28.). Aus einer schon oben (§. 32) angeführten Stelle des Tacitus (1) erhellet, daß die vornehmen Deutschen besondere Holzarten (certa ligna.) zu ihren Scheiterhaufen gewählt haben. Vermuthlich waren diese Wachholderholz oder andere ähnliche wohlriechende und balsamische Hölzer, welche, so wie jenes, häufig in dem rauhen Germanien wuchsen. Die Holzkohlen in den Ruhenthalschen Urnen erklären also jene Schriftstelle. Die Leichen der gemeinen Deutschen mögen statt des Wachholder- oder Tannen- oder Fichtenholzes wol nur Büchenholz oder allerlei Reisig zum Holzstoß bekommen haben. Da übrigens die in und bei den Urnen gefundenen Holzkohlen noch sehr gut erhalten sind, obgleich sie in der Erde etwas feucht geworden waren: so läßt sich daraus auf die Unzerstörlichkeit der Kohlen schließen, deren Säure ohnehin von der Säure des Erdsalzes zersetzt werden kann, und wel-

1) *Kirchmann* de funer, rom. L. III C. I. 2) De morib. Germ. §. 27.

che in neueren Zeiten selbst als Arzneimittel gegen Fäulniß von den Aerzten gepriesen werden. Daß das Laugenhafte der Asche, zwischen welchen sie lagen, sie nicht angegriffen hat, solches schreibe ich den Felttheilen zu, mit welchen jene sich verbunden hatte.

§. 64.

In der Grabstätte sind zweierlei Knochen gefunden, nämlich menschliche und Pferdeknochen. Die Pferdeknochen machen den größten Theil aus. Es sind viele darunter, welche vom Brande wenig oder fast nichts gelitten haben. Dieses ist wegen der Größe des Pferdekörpers, welcher nicht so leicht als der menschliche im Scheiterhaufen verbrannte, natürlich. Ganze Wirbel- und Beckenbeine sind noch darunter kennbar, obgleich sie sehr mürbe und zerreiblich sind. Besonders sind die Zähne noch ganz gut erhalten, welche zum Theil bloß da lagen, theils in Stücken von fast vermoderten Kinnladen noch in Reihe und Ordnung standen. Die Glasur daran ist noch ganz frisch. Diese hat offenbar die Zähne gegen die Vermoderung gesichert; denn die Wurzeln derselben, welche natürlich keine so dauerhafte Glasur haben, sind weniger gut erhalten. Sie scheint unzerstörbar zu seyn, wenigstens, wenn sie vor der Luft bewahrt ist, mehrere 1000 Jahre zu erfordern, ehe sie aufgelöset wird. Von ihrer Festigkeit und ihrem Nutzen kann man die Schriften der Ana-

tomiker und Physiologen nachsehen. Weil die Zähne kein Periostium wie andere Knochen haben, und nicht haben durften, da man sonst damit nicht hätte kauen können, so hat die weise Natur ihnen zur Beschützung diese harte glasartige Rinde gegeben; denn ohne dieselbe wird der Zahn bald faul. Schon Plinius (1) bemerkt, daß die Zähne der Todten der Verwesung widerstehen. Auch Riolan (2) stimmt ein. In den ägyptischen Mumien, wenn sie auch mehrere 1000 Jahre alt sind, finden sich die Zähne durchaus unverlezt (3). Daß sie unter der Erde, wenn auch alle andere Knochen längst verzehrt sind, unverweslich und hart geblieben sind, haben auch andere beobachtet (4). Obgleich sie zwar nicht ganz unverbrennlich sind, so können sie doch auch länger, als andere Knochen, dem Verbrennen widerstehen. Wegen der Dauer der Zähne hielten einige alte Kirchenlehrer dieselben für den Körpersaamen zur künftigen Auferstehung (5). Gewiß widerstehen Zähne in der Erde länger dem Verderben, als bei noch Lebendigen, wo sie beim Essen und Trinken von manchen scharfen Sachen, oder innerlicher Verdorbenheit der Säfte, besonders vom Skorbut angegriffen werden.

---

1) L. XXXVI C. XVII. 2) Comment. in Galen. l. de ossib. 3) *Radzivil.* itiner. hierosolim. *Gryph.* de Mumia wratislav. 4) Vit. *Rietlin.* lin. med. 1700. M. sept. 5) *Tertullian* de resurrectione. p. 73.

§. 65.

Die Pferdeknochen haben nicht in den Urnen, sondern neben und bei denselben in der Grabstätte gelegen. Es waren mehrere, als von einem Pferde da; alle aber beweisen, daß die Pferde, denen sie zugehört haben, sehr klein gewesen seyn müssen. Angestellte Vergleichungen der Knochen, besonders der Zähne, zeigen augenscheinlich, daß diese Pferde gerade von der Rasse derjenigen wilden Pferde waren, als diejenigen sind, welche sich in den Wäldern Westfalens, vorzüglich hiesiger Nachbarschaft, z. B. im Emscherbruch und Duisburgerwalde, noch jezt zahlreich aufhalten. Die alten, im Ruhenthale begrabenen Sicamberer oder Bruckterer haben ihre Pferde sicherlich daher genommen, und unsere jezigen hiesigen wilden Pferde sind die Nachkommen jener. Zwar bekamen die Germanier ehemals wol von ihren Gränznachbarn allerlei, worüber sie sich sehr freueten, z. B. schöne Waffen, goldene Halsketten, Pferdegeschirr und besonders auch schöne Pferde sowol als öffentliche, wie auch als Privatgeschenke (1); allein, das geschah doch selten, und sie mußten sich meistens mit ihren eigenen Pferden behelfen, zogen diese auch wirklich den fremden vor (2). Cäsar sagt (3), daß die Pferde, welche die eigentlichen Gallier vorzüglich liebten und theuer bezahlten, nach Deutschland

1) *Tacitus* de mor. German. §. 6. 2) Ibid. 3) L. IV de bell. gall.

gebracht, nicht geachtet würden, sondern daß sie die bei ihnen gebornen Pferde, obgleich sie unansehnlich und schlecht wären, gebrauchten und solche durch tägliche Uebung zu den schwersten Strapatzen abhärteten. Die Kavallerie der Tenkterer, naher Nachbarn der Brukterer, war noch die beste unter der germanischen Nation (1); wie schlecht muß es also mit der übrigen Reuterei in diesem Stück bewandt gewesen seyn? Denn wenn auch gleich die Reuter gut abgerichtet waren, so, daß sie weder Sattel noch Steigbügel gebrauchten, sogar dieses für schändlich hielten, und dennoch schnell auf- und absteigen konnten, auch wol zu Fuße fochten (2): so waren doch die Pferde selbst unansehnlich, weder groß, noch schnell, und überhaupt lange nicht so gut, als die römischen (3). Cäsar erzählt (4), daß er einmal von den Ubiern und benachbarten Völkern eine Anzahl Reuter gegen die Gallier übernommen habe; weil aber die Pferde derselben nicht viel taugten, so hätte er ihnen von seinen eigenen römischen Pferden die erforderlichen statt derselben gegeben.

§. 66.

Die Menschenknochen, welche in den Urnen gefunden sind, sind zwar größtentheils verbrannt und

1) *Tacit.* de moribus German. §. 10. 2) *Jul. Cæsar* de bell. gall. L. IV. 3) *Tacitus* l. c. §. 2. *Jul. Cæs.* l. c. 4) De bello gall. L. VII.

die Reste derselben sehr mürbe; man konnte aber bei sehr vielen noch genau kennen, was für Knochen solche gewesen. Daß sie nicht gar vermodert, sondern zum Theil noch erhalten sind, ist theils dem Umstande zuzuschreiben, daß sie so tief in der Erde lagen, [denn je tiefer die Körper in der Erde begraben sind, desto länger widerstehen sie der Verwesung] (1), theils mögen die beigemischten Kohlen auch die gänzliche Vermoderung verhindert haben (§. 63). Mehrere Stücke von Rippen, ein Schulterknochen, Theile vom Hüftbeine, Rückgratswirbel, ein Stück von der steinichten Portion des Schlafbeins, ein Paar Knochen von der Mittelhand und mehrere andere ließen sich deutlich unterscheiden. Die Vergleichung, welche ich mit diesen kenntlichen Knochen anstellte, ergab das unvermuthete Resultat, daß sie durchgängig nicht größer waren, als die Knochen eines Skelets aus unserm jezigen Zeitalter, und dieses überzeugt mich, daß die alten Deutschen im mindesten nicht größer von Statur des Körpers gewesen, als wir noch jezt sind. Es sind fast alle alte Schriftsteller darin einig, daß sie den Germaniern eine ausserordentliche Körpergröße beilegen. Egesippus sagt (2), sie übertreffen an Körpergröße und Verachtung des Todes alle andere Nationen. Cäsar sagt (3), sie hätten bei ihrer unglaublichen Tapferkeit und Ge-

1) *Felix Plater* Cent. problem. posthum. Qu. 9. 2) L. II. 3) De bello gall. L. I.

schicklichkeit mit Waffen eine entsetzliche Körpergröße. Columella versichert (1), die Natur habe Deutschland mit recht sehr großen Menschen gezieret. Tacitus erhebet (2) ebenfalls die gewaltige Leibeslänge der Germanier bei der Leichtigkeit ihrer Waffenführung, und an einem andern Orte sagt er (3), die Deutschen wären zwar schmutzig und nackend, aber deswegen doch von bewunderungswürdiger Größe. Solinus, Herodianus, Pomponius Mela und noch viele andere stimmen ein, daß die Deutschen sehr groß gewesen wären. Aber allen diesen Zeugnissen widersprechen die im Ruhenthale gefundenen Menschengebeine. Es wäre zu wünschen, daß man künftig, bei Entdeckung anderer alten germanischen Grabstättten, auf diese Beobachtung merken möchte, ob sie sich allgemein bestätigte. Ich erinnere mich nicht, die Bestätigung irgendwo gefunden zu haben, daß die alten Deutschen wirklich nicht größer gewesen, als die neuern sind. Nur in der allmeinen Welthistorie (4) wird gesagt, daß in den alten Gräbern, welche in Dännemark angetroffen werden, sich nicht, wie der gemeine Mann glaubt, Riesengebeine, sondern nur Knochen von Menschen unserer Größe befinden. An einem andern Orte (5) heißt es: „Man glaubte ehedem, daß die nordischen Völker überhaupt in den ältesten Zeiten Riesen gewesen, als

1) De Agricultura. L. VII. 2) Annal. L. XX. 3) De morib. Germ. §. 6. 4) 32r Th. S. 335. 5) S. 345.

lein die Knochen und Gerippe, welche man jezt in den nordischen Grabhügeln findet, zeigen, daß das Geschlecht der Vorfahren nicht ansehnlicher und besser, wie der Stamm ihrer Nachkommen gewesen sey. Die älteren französischen Schriftsteller, welche jene alten Normänner genau kannten, melden auch nichts von ihrer besondern Größe, sondern reden nur von ihrer bewunderungswürdigen Gelenksamkeit, Lebhaftigkeit und Stärke; diese kam aber von ihrer harten Erziehung." Dauerhaft und stark sind die alten Germanier gewiß gewesen. Ihr Knochengebäude, welches nach vielen Jahrhunderten der völligen Verwesung widerstanden hat, beweiset solches schon einigermassen, und noch mehr ist dieses zu vermuthen, weil ihre einfache, rohe Lebensart, ihre frühe Neigung zur Jagd, zu Waffenübungen und kriegerischen Spielen, ja selbst ihr rauhes Klima sie nothwendig robust machen mußte. Ihre Thatkraft empfanden die Römer oft genug. Deswegen ist es aber nicht schlechterdings nothwendig, daß sie auch hätten eine riesenmäßige Leibeslänge haben müssen. Ich wenigstens halte alles für Fabel, was die römischen Schriftsteller über diesen Punkt von ihnen gemeldet haben, um desto mehr, da sich schon natürlicher Weise vermuthen läßt, daß in dem ehemaligeu, wegen seiner vielen Waldungen und Sümpfe, kalten Germanien, die Körper nicht gar groß werden konnten, weil bekanntlich in kalten nördlichen Ländern noch jezt die kleinsten Menschen angetroffen werden. Wären die alten

Deutschen wirklich solche Halbriesen gewesen, so hätten sie sich auch wol größerer Pferde, als der kleinen wilden, zum Reuten bedienen müssen. Tacitus, Cäsar und andere lateinische Geschichtschreiber, welche die Germanier so ausserordentlich groß schildern, haben, so wie in einigen andern Stücken, also auch in diesem gewiß manches übertrieben. Eines Theils suchten sie etwa eine Ehre darin, daß sie ihre Feinde, welche sie besiegt hatten, als wichtig vorstellten, damit das Verdienst der Besiegung größer sey; oder auch, sie suchten eine Art von Entschuldigung für sich darin, wenn es ihnen mit der Besiegung der Deutschen nicht eben so glücken wollte, als sie es sonst mit andern Völkern gewohnt waren. Andern Theils mochte ihre den Deutschen zugeschriebene Größe blos mit Beziehung auf ihre eigene kleinere Statur gemeint seyn. Panische Furcht konnte auch wol zum Grunde liegen; denn Anblick und Kleidung der Germanier war ganz anders, als bei andern Völkern. Sie sahen sehr wild und fürchterlich aus. Als Varus mit seinem Heere nach Deutschland kam, erfuhr er, wie Vellejus Paterculus (1) schreibt, daß die Germanier Leute wären, welche, ausser Glieder und Stimme, nichts Menschliches an sich hätten, und mit dem Schwerte nicht zu bezwingen wären. Andere Schriftsteller (2) mahlen sie eben so schrecklich. Ei-

1) Historiar. L. II. 2) *Ammian. Marcell.* L. XV. *Iuvenal.* Sat. XIII etc.

ner (1) sagt sogar, sie hätten so fürchterlich ausgesehen, daß man ihr Angesicht und ihre Schärfe der Augen nicht habe ertragen können. Sie hatten durchgängig, wie Tacitus (2), der beste alte Kenner der Deutschen sagt, blaue Augen und feuerrothe Haare. Schlenkert (3), ein neuer Schriftsteller, führt dieses von den alten Deutschen gleichfalls an, er hat aber zugleich noch den Irrthum von der Körpergröße derselben beibehalten. Der Anblick solcher blauäugigen Rothköpfe, welche noch dazu oft ihr Haar und den Bart lang wachsen ließen (4), muß sehr abschreckend gewesen seyn, da sie gewöhnlich in die Schlacht entweder mit bloßem Kopfe (5) gingen, oder statt der Sturmhauben Hörner oder Kopfhäute von wilden Thieren aufsezten, wie solches Plutarch besonders von der cimbrischen Reuterei anmerkt (6), weswegen sie dann auch größer schienen, als sie wirklich waren. Ihre Thierfelle, welche sie nachläßig umhingen, gaben ihnen ein noch furchtbareres Ansehen. Hiezu das Getöse ihrer Spieße und Schilder vor und in den Schlachten und ihr sonstiges ungestümes Wesen (7). Dann auch ihre natürliche Tapferkeit, welche sogar den Weibern eigen war (8).

---

1) *Jul. Cæs.* de bell. gall. L. I. 2) De moribus Germ. §. 2. 3) Deutschland, ein historisch. Gemählde. 4) *Tacit.* de mor. Germ. §. 10. 5) *Herodianus.* 6) Mascov Geschichte der Deutsch. 1r B. 7) *Tacit.* de mor. Germ. §. 2. 8) *Florus*, L. III C. III. *Jul. Cæs.* de bell. gall. L. I.

Alles dieses machte die Nation respektabel und es war leicht möglich, daß die Römer solches auf eine vorzügliche Körpergröße übertrugen; so wie man noch in neuern Zeiten Körpergröße mit dem Begriffe von Tapferkeit verband, wovon die Rolandssäulen ein Beweis sind.

§. 67.

Die Eisenstücke, welche in der Grabstätte bei den Urnen gefunden sind, waren sämmtlich äußerst verrostet; eine Kruste von Rost lag Fingers dick darauf. Nur ein dünner Kern zeiget noch, daß es Eisen sey. Kaum läßt sich erkennen, welch ein Geräthe es habe seyn sollen. Einige Handgriffe von Schwertern, die, nach der Kleinheit der Griffe zu urtheilen, von keiner sehr großen Hand seyn mußten, (ein Umstand, welcher gleichfalls bestätiget, daß die alten Deutschen keine sehr große Menschen gewesen sind) so wie auch Fragmente von Pferdegebissen konnte man doch ziemlich gut unterscheiden. Daß die Germanier ihren Leichen die Waffenrüstungen mit ins Grab gegeben haben, ist schon oben §. 32. aus dem Tacitus erwiesen, und solches wird hiedurch bekräftigt. Von Erz oder Kupfer fand man nichts, obgleich dieses die Deutschen eher und mehr, als das Eisen gekannt und gebraucht haben sollen (1), welches ich jedoch nicht glaube. Die allerältesten Grabstätten sind wol diejenigen, worin das Hausgeräthe,

1) Neueste Mannichfaltigk. 110te Woche.

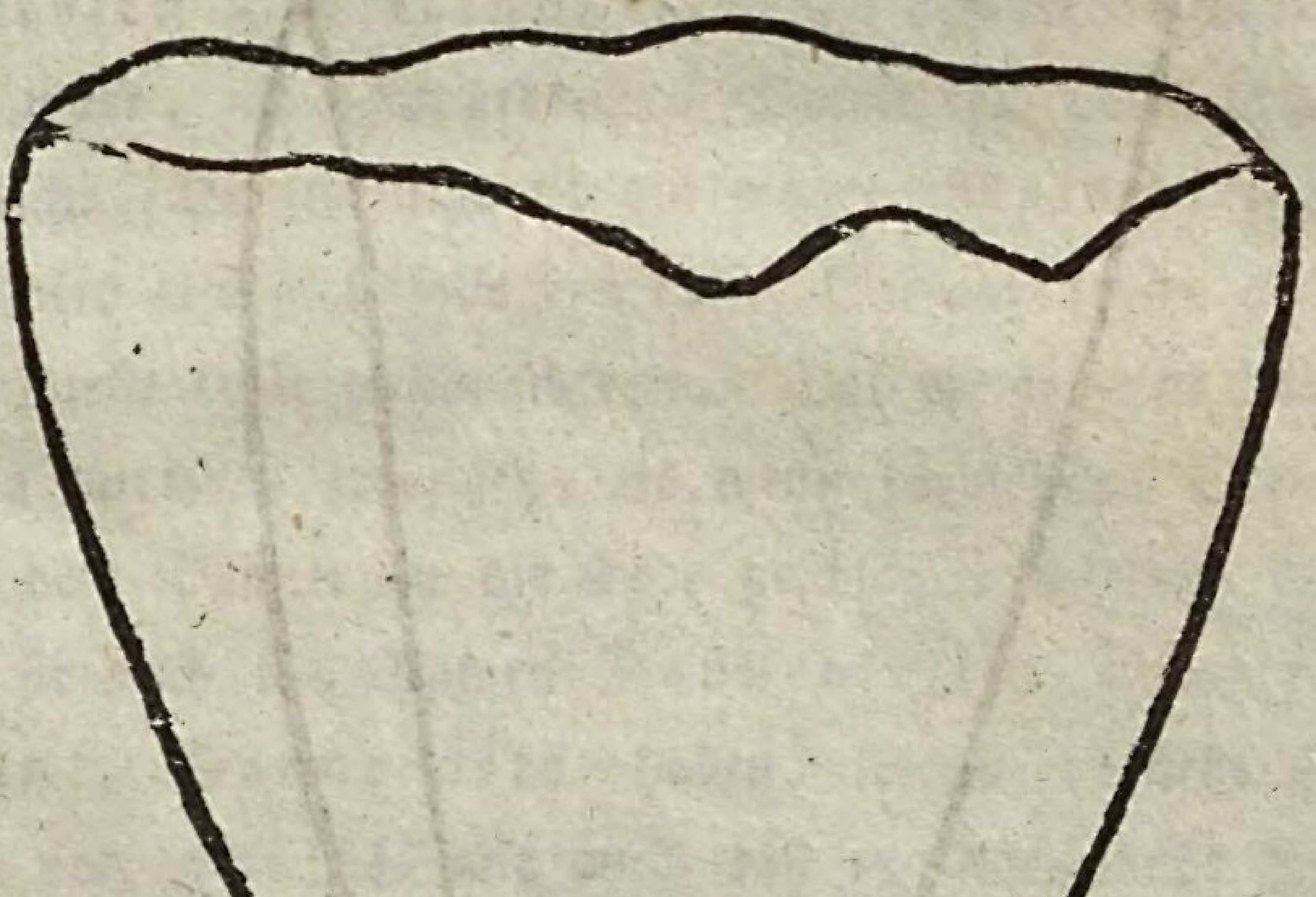
Keile, Hämmer, Pfeile, Dolche, Messer u. s. w. von Stein angetroffen werden (1), weil Stein das allerbekannteste und allgemeinste Subjekt zur Verarbeitung ist. Die Gewohnheit der Deutschen, ihren Leichen die Waffenrüstung mit ins Grab zu geben, hat noch lange gedauert. Im Grabe des fränkischen Königs Childerich, der im fünften Jahrhundert lebte, welches 1653 zu Tournay entdeckt wurde, fand man nebst dem Siegelring und Schreibzeug auch das Schwert dieses Königs (2). Die noch heutige Sitte, den Leichen hoher Kriegsbedienten den Degen und andere Kriegsattribute aufzulegen, rührt noch von jenem Gebrauche her. Auch bei einigen wilden Völkern herrscht noch jezt diese Sitte. Weil die Indier glauben, daß die Seelen der Verstorbenen sich im Lande der Geister noch auf die gewöhnliche Art beschäftigten und ihren Unterhalt auf der Jagd erwerben, auch dort mit Feinden kämpfen müßten: so begraben sie die Leichen mit ihren Bogen, Pfeilen und übrigen Waffen (3).

§. 68.

Die Schale, welche man im Grabe fand, ist von Silber. Sie hat die Gestalt einer runden kleinen Theetasse oder des obern Theils eines Salzfasses. Am Rande ist sie zerbröckelt und sie ist grün angelaufen. Ich halte

1) Ibidem. 2) *Chiflet. Anastas. Hilderici Montfaucon* Monumens de la Monarch. franç. T. I. 3) Carvers Reisen durch die innere Gegend von Nordamerika.

sie für eine Opferschale; denn die germanischen Priester und Priesterinnen fingen das Opferblut in Schalen auf, um daraus zu weissagen (1). Das dabei gefundene steinerne Opfermesser scheint solches zu bestätigen. Man hat vielleicht sowol die Schale, als das Messer bei dem Todtenopfer des Druiden, Fürsten, oder wer auch der hier begrabene Vornehme gewesen seyn mag, gebraucht und es ihm demnächst in die andere Welt mitgegeben. Ihre Form und Größe ist im beigefügten Umrisse zu sehen. Das Gewicht derselben beträgt nicht viel über 2 Loth, denn sie ist dünne.

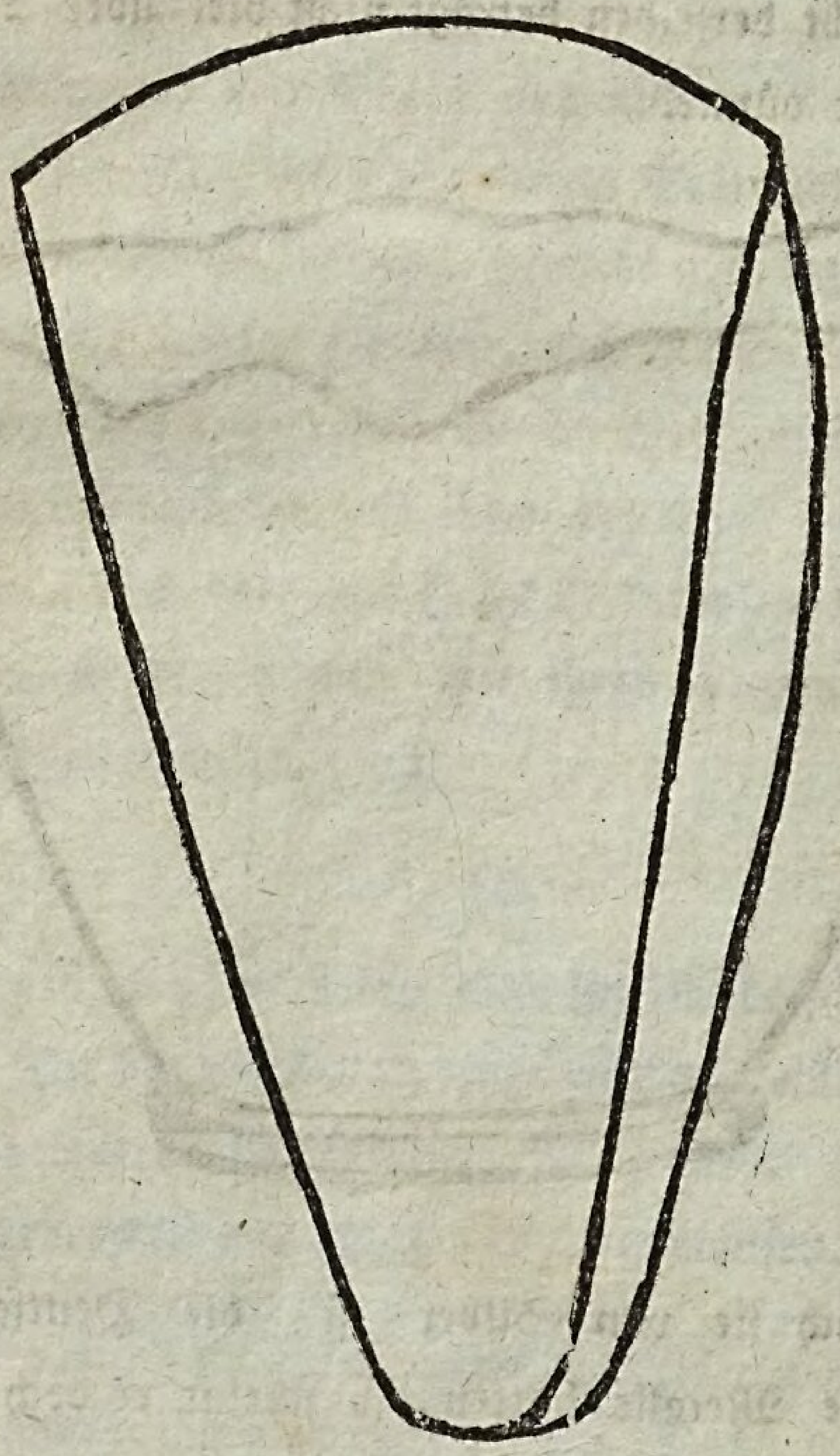


Obgleich sie von Silber ist, die Deutschen aber wenig edle Metalle hatten, so scheint es doch, daß sie

1) *Schedius* de Diis Germanor.

die Opferschalen, wegen der Wichtigkeit ihres Gebrauchs, oder bei Leichenopfern der Vornehmen, von kostbarem Metall andern Schalen von geringern Stoffen vorgezogen haben. Vermuthlich haben sie dieselben durch Tausch an sich gehandelt, denn sie bekamen ja wol aus andern Ländern und von den benachbarten Völkern goldene Ketten und andere kostbare Geschirre sowol zum Geschenk, als durch Tausch (1).

§. 69.



1) *Tacitus* de mor. German. §. 6.

Der Donnerkeil, welchen man gleichfalls im ruhenthalschen Grabe fand, verdient eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Obige Gestalt giebt den Umriß. Er ist 4 Zoll lang, oben rund abgestumpft, in der Mitte beinahe 1 Zoll dick, unten 2 Zoll breit und platt und scharf zugeschliffen. Er ist schön polirt, von weiß-bläulicht grüner Farbe. Der in den neuesten Mannichfaltigkeiten (1) abgebildete und eben daselbst (2) beschriebene bei Potsdam gefundene Keil, welchen der Verfasser für eine Jaspisart hält, und von welchem er sagt, daß im Repositorium der Tenzelschen curiösen Bibliothek ein genau ähnlicher beschrieben wäre, ist dem gedachten Donnerkeil vollkommen ähnlich. Der meinige ist ein wahrer Malachit, jener wird also gleichfalls von dieser Steinart seyn; denn die Farbe trifft gerade überein. Daß die gemeine Meinung durchaus irrig sey, als wenn dergleichen Steine mit dem Donner in die Erde geschlagen würden, woher sie auch den Namen Donnerkeile, Donnersteine, Donneräxte haben, solches versteht sich wol von selbst; so wie auch, daß es Aberglaube sey, was einige, sogar in anderer Rücksicht gelehrte Männer (3), von ihren wunderbaren Wirkungen sagen. Man findet sie oft in und bei alten deutschen Aschentöpfen (4). Man muß sie nicht mit den Belemni-

1) 111te Woche. 2) 136ste Woche. 3) Rumphius Amboinische Raritätenkammer. 4) Schulzens Nachricht von den in Sachsen gefundenen Todtentöpfen.

ten verwechseln, welche auch wol Donnersteine oder Donnerkeile genannt verden, aber langrund wie ein abgestumpfter Pfeil sind und ins Thierreich gehören, da hingegen jene aus dem Mineralreich genommen und durch Kunst verfertigt sind. Sie sind immer von harter Steinart und zwar meistens von Hornstein und Marmor; bald größer bald kleiner. Man nennt sie eigentlich Ceraunien oder Ceraunìten. Mehrere habe ich gesehen und noch jezt liegt einer vor mir, welchen ein Fuhrmann vor etlichen Jahren bei Paderborn, nahe bei einer Mühle, gefunden hat. Es ist ein gemeiner Hornstein, 6 Zoll lang, und giebt mit Stahl Feuer wie jeder anderer Feuerstein.

§. 70.

Die Form der Cerauniten ist mancherlei. Einige haben genau die Gestalt wie Zimmerkeile, sind oben stumpf und unten platt und breit. Andere haben an ihrem stumpfen Ende ein Loch, und sind wie Hämmer oder auch Aexte gebildet. Man findet davon Zeichnungen in mehreren Schriftstellern, z. B. im Olaus Wormius (1), Gesner (2), Stobäus (3), Valentin (4), Rumph (5) u. s. w. Lezterer sagt,

1) Museum wormianum C. XII. L. I. Sect. II. 2) De Figuris rerum fossilium. 3) Opuscula. 4) Museum Museorum P. I. C. XX. 5) Amboinische Raritätenkammer. 3r. B. C. 9.

daß in Indien sehr viele gefunden würden, und zwar nicht allein von Stein, sondern auch von Metall, und daß die Malayen solche Gighi Gontur und Batugontur, die Chinesen aber Luykhy, das heißt Donnerzahn, nennten, weil sie glauben, der Donner sey ein Thier mit einem Stierkopfe, und speie diese Zähne, wenn er zornig sey, mit Brüllen aus. Daß die Ceraunien Werkzeuge der alten Völker gewesen, welche sie aus Mangel des Eisens zu Keilen, Hämmern, Pflugschaaren und Holz- und Streitäxten gebraucht haben, daran ist nicht zu zweifeln. Diejenigen, welche man in den alten Gräbern findet, sind den Leichen mitgegeben, um sie in der andern Welt zu gebrauchen, so wie sie dieselben in ihrem Leben gebraucht hatten; diejenigen aber, welche man hier und da auf Feldern oder an andern Orten findet, ohne daß da ein Grab ist, sind höchst wahrscheinlich verloren oder ehemals verworfen. Man kann übrigens über die sogenannten Donnerkeile ein mehreres nachlesen in Schröters lithologischem Reallexikon, unter dem Titel: Donneräxte.

§. 71.

Der in der ruhenthalschen Grabstätte gefundene Ceraunit eignet sich weder zum Keil, noch zur Axt, noch zur Pflugschaar. Zum Gebrauch als Keil oder Pflugschaar ist er zu klein und zu schön; eben so wenig kann er eine Axt oder ein Hammer seyn, weil er ohne Loch ist, durch welches ein Stiel hätte gesteckt werden können.

Seine Schärfe am platten breiten Ende zeiget, daß er als Messer gedient habe, und zwar höchst wahrscheinlich ein Opfermesser gewesen sey, welches beim Leichenopfer gebraucht und etwa einem hier begrabenen Priester als Attribut beigelegt worden. Daß sich alte Völker der scharfen Steine zu Messern bedient haben, ist schon oben (§. 47) bemerkt. Viele wilde Völker gebrauchen noch jezt scharf geschliffene Steine zu ihren Waffen und als Messer. Man findet besonders zu Mexiko sogar noch Scheermesser von Stein, welche man ehemals gebraucht, und unter dem Namen Coltelli indiani di sustanza di Pietro Focara bekannt sind (1). So findet man auch in den nordischen Ländern von Europa noch manchmal Steine wie Dolche und Spieße zugeschliffen. Ehemals wurde in Nordjütland die Spitze eines Wurfspießes, welche von Kieselstein gemacht war, bei einer mit Knochen und Asche angefüllten Urne gefunden (2). Daß die alten nordischen Völker sich steinerner Schwerter und Streitäxten bedienten, welche sehr scharf waren, haben verschiedene Schriftsteller angemerkt (3). Sie verstanden die Kunst, harte Steine zu schleifen, sehr gut. Man glaubt sogar, daß sie hätten Steinmassen durch Kunst verfertigen kön-

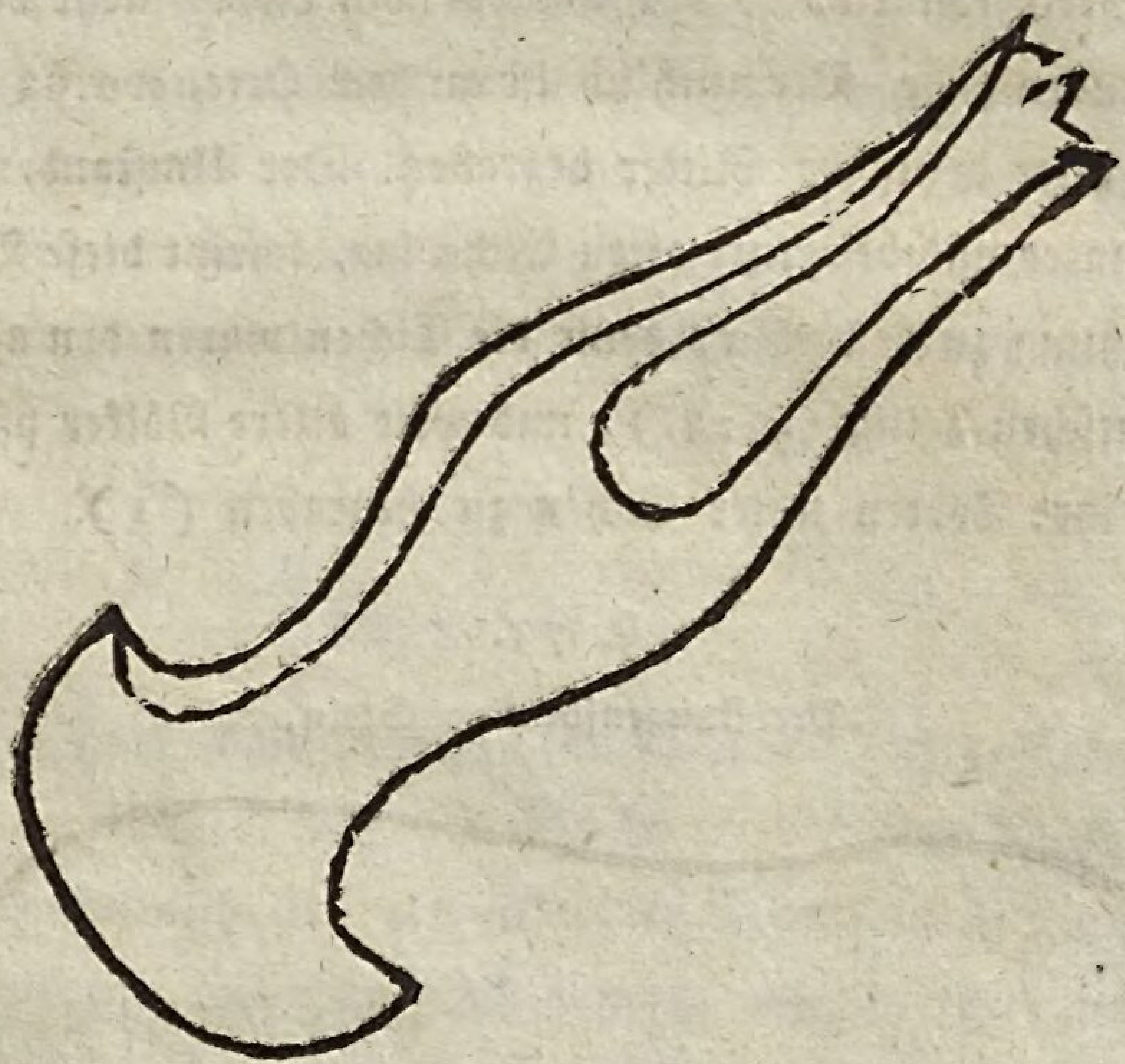
---

1) *Francisc. Ximenes* L. X. P. II. C. XIII. 2) *Olaus Wormius*. Museum. L. I. Sect. II. C. XIII. 3) *Rothe* de gladiis veterum imprim. Danorum. *Saxo* Grammaticus. *Pontoppidan*. Danske Atlas. **Rodens** cimbrische Antiquitäten-Remarquen.

nen, und daß manche ungeheure Steine, welche sie nachließen, wirklich auf diese Weise gemacht wären. Im Jahre 1700 wurde in Jütland einer gefunden, in welchem man, nachdem er zersprengt worden, 120 alte Pfenninge entdeckte, welche darin verschlossen gewesen, wie in der allgemeinen Welthistorie (1) aus der Schrift: nova litteraria maris balthici, angeführt wird.

§. 72.

Bei dieser Gelegenheit theile ich den Umriß eines Stückes von einer ächten alten deutschen Streitaxt mit,



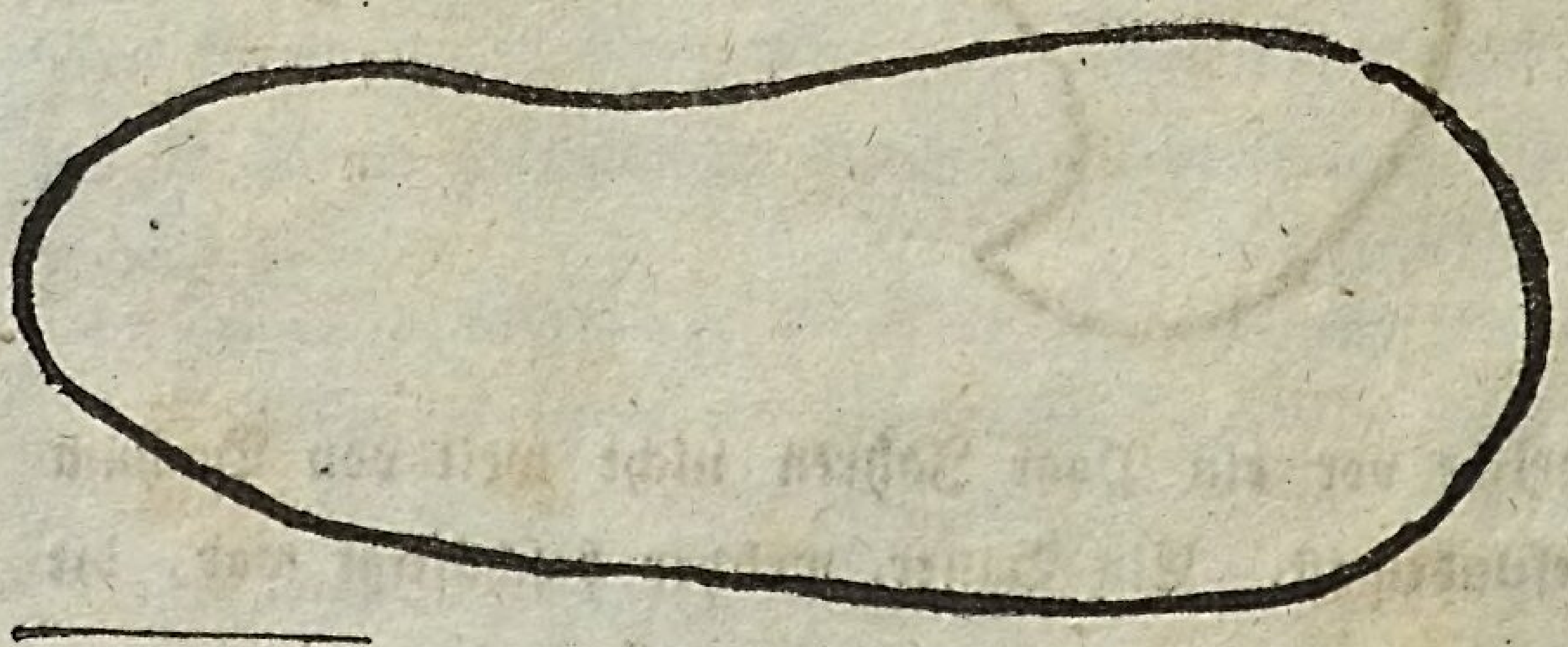
welche vor ein Paar Jahren nicht weit von Bochum gefunden ist. Ein Bauer, welcher beschäftigt war, die

1) 32r Th. S. 340.

uralte große Wurzel eines vor Menschengedenken abgehauenen Eichenbaums auszugraben, weil sie ihm in seinem Acker hinderte, traf sie 4 Fuß tief in der Erde an. Sie wurde meinem Schwiegersohne, dem Apotheker Döring in Bochum, gebracht, welcher sie unter andern Kunst- und Natursachen aufbewahrt. Sie ist von reinem Kupfer, obgleich verrostet. Ihre Länge beträgt bis zum abgebrochenen spitzern Ende, wo sie ausgekehlt ist, oder eine Rinne hat, 5 Zoll; ihre Dicke in der Mitte 1 Zoll, und das platte, breite und sehr scharfe Ende ungefähr 2 Zoll in der Breite. Ich habe nicht erfahren können, ob der Bauer noch etwas mehr dabei gefunden habe. Vermuthlich ist an dem Orte, wo sie lag, ein alter deutscher Ritter begraben. Der Umstand, daß sie unter und bei einer alten Eiche lag, scheint diese Vermuthung zu bestärken, denn die Eichen waren den alten Deutschen heilig (§. 28.), und weit ältere Völker pflegten ihre Todten unter Eichen zu begraben (1).

§. 73.

Der zungenförmige Stein.



1) 1 B. Mos. 35, 8. 1 Sam. 31, 13. 1 Chron. 11, 12 u. s. w.

Ein anderer besonderer Stein lag nahe bei der größeren Urne. Es ist ein gemeiner Sandstein, ungefähr eine Spanne lang, 2 Zoll breit und $\frac{1}{2}$ Zoll dick. Er ist etwas gekrümmt, und hat fast die Gestalt wie eine Zunge. Seine Flächen sind glatt. Er scheint blos von der Natur gebildet und geschliffen zu seyn, und die Kunst hat an seiner Form keinen Antheil. Vermuthlich hat man ihn aus den Steinen, welche in mancherlei zufälliger Gestalt sich in der nahen Ruhr befinden, ehemals herausgelesen und der Leiche beigelegt. Er muß etwas bedeuten, denn er war der einzige dieser Art, welcher sich im Grabe befand. Ich glaube, daß es ein Schleifstein gewesen sey, welchen einer der Verstorbenen und hier Begrabenen zur Polirung seiner Waffen gebraucht hat. Bei dänischen und holsteinischen Urnen trifft man ähnliche Schleifsteine an (1).

§. 74.

Der Feuerstein.

Noch fand man nahe bei den Scherben der größern Urne einen Stein von der Größe einer halben Faust. Er ist unförmlich und ein gemeiner Feuerstein (Silex pyromachus Linn.). Ich glaube, daß ihn einer der Verstorbenen ehemals zum Feuerschlagen gebraucht und

---

1) Müllers Versuch einer Abhandlung von den Urnen der alten nordischen Völker. Schleswigsches Magazin S. 287.

man ihm denselben zu diesem Behuf in die andere Welt mitgegeben habe. Es kann auch seyn, daß an diesem Steine das Feuer zum Leichenbrande geschlagen und er aus Aberglauben beigelegt worden sey. Durch Zufall ist er wenigstens nicht ins Grab gekommen, denn in der Nachbarschaft desselben giebt es keine Steine dieser Art.

§. 75.

Oben ist schon erzählt (§. 60), daß eine von den in dem Grabe gefundenen Urnen, nach den Scherben zu urtheilen, etwas enger und höher, als die übrigen gewesen sey. Vermuthlich war sie das Behältniß weiblicher Leichenreste. Denn zwischen und bei den Trümmern dieser Urne fanden sich mehrere besondere Dinge, welche zum weiblichen Gebrauche gedient zu haben scheinen. Sie müssen also einer Germanerin zugehört haben. So wie man den Männern dasjenige, was ihnen im Leben lieb und nöthig gewesen war, mitgab: so gab man auch den Weibern dasjenige mit, was ihnen im Leben nützte, es sey nun Putzsache oder weibliches Arbeitszeug gewesen. In den Wendenschen Urnen, welche man 1768 bei Potsdam fand, waren Ringe, Hefte, Stifte von Knochen, Knöpfe, Kräusel, Haarnadeln, ein kupfernes Scheermesser, Ohrgehänge von Glasperlen u. s. w. (1). In andern, ehemals bei Cot-

1) Nueste Mannichfaltigkeiten. 105te, 110te, 133ste 136ste Woche.

dus gefundenen Wendenschen Urnen waren gleichfalls Nadeln, Hefte, Haken und Knöpfe (1). Beckmann (2) versichert, daß man in den Brandenburgischen Urnen Haarnadeln, Ohrgehänge, mancherlei bunte Korallen von Thon, Glas und Bernstein, Halsketten, Armbänder und Fingerringe, sogar goldene, gefunden habe. Auch Mellen (3) erzählt, daß in den zu seiner Zeit nicht weit von Posen ausgegrabenen sarmatischen Urnen Nadeln von Silber und Kupfer, nebst andern Sachen angetroffen worden, worunter auch ein Donnerkeil war. Daß besonders die nordischen Völker gewohnt gewesen, zu der Asche der vornehmen Leichen Gold, Silber und Kleinodien mancher Art in die Urnen zu legen, bestätigen mehrere Schriftsteller (4). Den Kinderleichen legte man sogar ihr Spielzeug bei (5). So trifft man noch jezt in den alten dänischen Gräbern, nebst allerlei Hausgeräthe, Spielzeug für Kinder, Nadeln, Ringe, Spangen, Schleifsteine, Messer, Amulete und kleine Götzenbilder an (6). Einige wilde Völker haben noch den Gebrauch, ihren Todten allerlei Kostbarkeiten mit ins Grab zu geben. Oviedo sah das

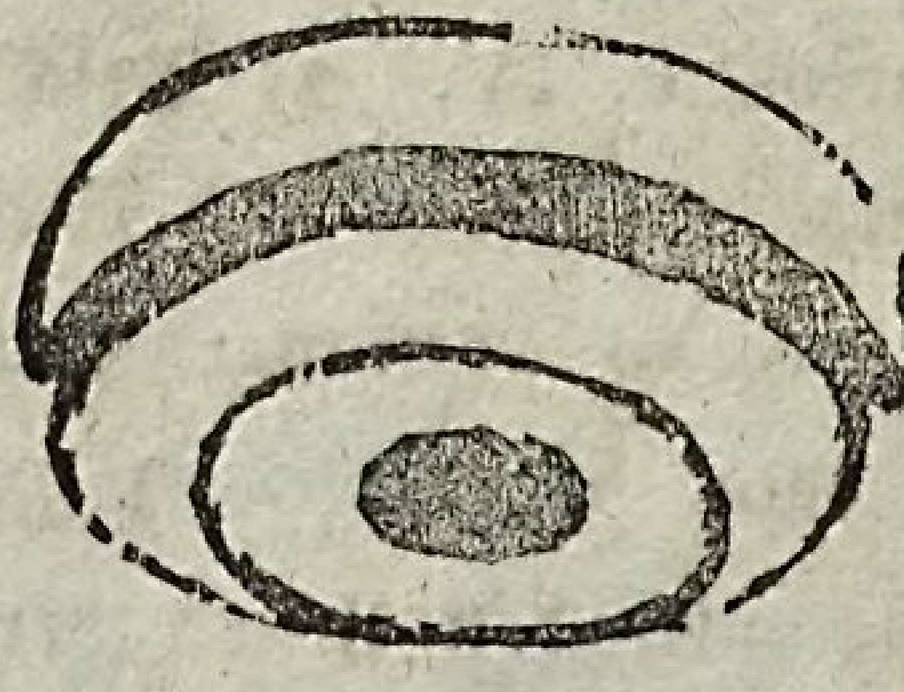
---

1) *Happel* relat. curiof. P. IV. 2) Beschreibung der Churmark Brandenburg. 2r Th. 3) Historia urnæ sepulchral. sarmat. *Saxo* grammat. Hist Dan. L. VIII. *Keisler* antiquit. sept. p. 115. 5) Müllers Versuch einer Abhandlung von den Urnen der alten nordischen Völker. 6) Camerers Schreiben von einigen Merkwürdigk. der holsteinischen Gegenden. Müller loco citato.

Begräbniß eines Kaciken von St. Domingo, welchem seine Juwelen und diejenigen Dinge, die ihm am liebsten gewesen waren, mit ins Grab gegeben wurden (1). Eben dieses war in Mexiko üblich (2). Carver in seinen Reisen durch die innere Gegend von Nordamerika sagt, daß die Indier, ausser der Kleidung und allerlei Hausrath, sogar Farben, um sich zu bemahlen, den Todten mit ins Grab geben. Die in der Ruhenthalschen Grabstätte gefundenen weiblichen Werkzeuge und Putzsachen sind übrigens weder von äussern Werthe, noch Schönheit. Diese Simplizität zeugt desto mehr vom höhern Alterthum derselben. Denn goldne und silberne Zierrathen dieser Art, welche man in andern weiblichen Urnen angetroffen hat, deuten, wie schon oben (§. 48.) bemerkt ist, auf ein jüngers Zeitalter, in welchem die Deutschen an edlen Metallen reicher und mit dem Luxus bekannter waren. Die gefundenen weiblichen Attribute sind folgende.

§. 76.

Ein steinerner Knopf.



---

1) Neue Quartalschrift zum Unterricht und Unterhaltung. 3tes St. S. 49. 2) Ibid. p. 51.

Er ist plattrund aus einem schwarzblauen harten Marmor gebildet, sehr glatt polirt, hat die Größe einer kleinen welschen Nuß, rund umher eine Rinne und ein von der einen plattrunden Fläche bis durch die andere dringendes Loch, welches so groß ist, daß eine dicke Federspule durch dasselbe gesteckt werden kann. Er ist gerade so gestaltet, wie die Wirbel, deren sich die Weiber ehedem, und in einigen Gegenden noch jezt, zum Spinnen und Zwirnen des Garns bei der Kunkel statt der Spule bedienen, um die Spille da durchzustecken. Unstreitig hat er auch der alten, hier begrabenen Germanierin dazu gedient. Das eigentliche Spinnrad und der Haspel sind, wie bekannt ist, neuere Erfindungen. Daß die altdeutschen Schönen das Spinnen und andere Flachsarbeit verstanden haben, ist gewiß, denn die Weiber, besonders die Priesterinnen trugen Kleider von Leinwand (§. 25). Selbst die vornehmen Damen der frühen deutschen Zeit hielten es für keine Unehre, sich mit Spinnen und Weben zu beschäftigen. Die vornehmen Mädchen und Weiber der nordischen Völker verfertigten nicht allein für sich und ihre Anverwandten, sondern sogar für ihre Bedienten Kleider; zuweilen nöthigten die Hofbedienten eines Königs ihn zur Heirath, damit ihre Kleider ausgebessert würden (1). Andere Völker pflegten ehemals zu den Leichen der Weiber einen Rocken und eine Spindel zu le-

1) Allgemeine Welthist. 32r Th. S. 346.

gen (1). Es ist also so auffallend nicht, daß auch die Deutschen solches thaten.

§. 77.

Ein kleines Knöpfchen.

Es ist von der Größe einer dicken Erbse, mehr viereckicht als rund, von Eisen, welches sehr verrostet ist. Es hat eine Höhlung, welche an einer Seite nur offen ist. Vermuthlich war es ein Ohrgehäng, oder ein Halsschmuck, oder der Kopf einer eisernen Nadel. Einen andern Nutzen davon kann ich mir nicht gedenken.

§. 78.

Zwei Fischzähne.

Diese lagen ebenfalls in der gedachten Urne bei den übrigen Sachen. Einer von ihnen ist ungefähr 5/4 Zoll lang, der andere etwas kleiner. Beide sind sehr weiß und etwas gekrümmt, ziemlich spitzig, ganz platt auf ihrer Fläche, inwendig aber hohl; übrigens so gebildet, wie die bekannten Zahnsteine oder Meerzähne (Entalia, Dentalia), welche unter die Meergewächse oder Muscheln gerechnet werden, weil in ihrem röhrichten Innern ein Wurm (Terebella) wohnt. Jedoch halte ich die gedachten beiden Stücke für wirkliche

1) Neue Quartalschr. zum Unterricht und Unterhaltung. 1786. 3tes St. S. 52.

Zähne entweder von einem großen Hechte, Stören, oder einem andern Fische, welche durch Länge der Zeit versteinert worden. Daß sie als Hefte oder Nadeln zum weiblichen Putze gedient haben, daran ist nicht zu zweifeln. Sie sind der Asche der weiblichen germanischen Leiche beigelegt worden, weil zu der Zeit vielleicht die Metalle noch zu selten in Deutschland waren, von denen man sonst in andern Aschenkrügen Nadeln und Hefte angetroffen hat (§. 75.). Daß die alten Germanier statt anderer Nadeln oder Nägel Fischgräten gebraucht haben, solches scheint aus einer Stelle des Tacitus (1) zu erhellen; es kann also auch seyn, daß ihnen die Fischzähne dazu dienten. Ein anderes knöchernes Ding, anderthalb Zoll ungefähr lang, an dem einen Ende spitz, am andern platt und breit, wie eine Schaufel, fast wie ein menschlicher Schneidezahn gestaltet, etwas gekrümmt, befand sich auch dabei. Es ist wahrscheinlich ebenfalls, als Heftnadel gebraucht. Es ist so weiß wie Elfenbein.

§. 49.

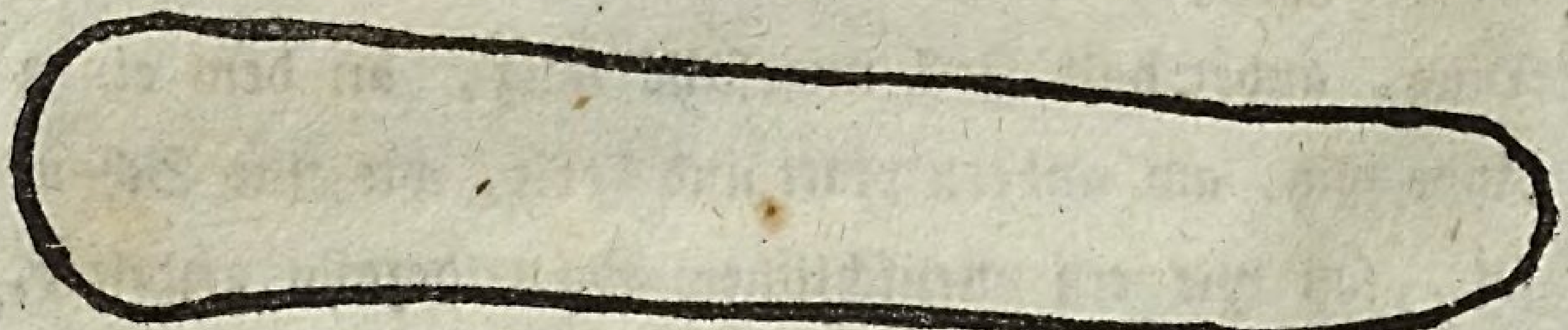
Ein schmales länglichtes Stück Zinn.

Dieses war an seiner äussern Fläche etwas zerfressen,

---

1) De morib. German. §. 6.

im Schnitte zeigte es sich wie das reinste Zinn. Weil es in der Urne beschützt gelegen hat, so wird es deswegen unverzehrt geblieben seyn. Es hat genau die Gestalt eines Haarspießes, so wie ihn noch jezt die Bäuerinnen in hiesiger Gegend zur Befestigung ihrer Haarflechten gebrauchen. Ich glaube also, daß dieses Stück zu eben dem Gebrauch des germanischen Mädchens oder Weibes gedient habe, dessen Reste hier aufbewahrt wurden. Die alten Deutschen Schönen müssen überhaupt viel auf ihren Haarputz gehalten haben, weil in mehreren Urnen sich Haarnadeln, Haarzangen, und andere, zum Haarschmuck gehörige Sachen gefunden haben (1).



§. 80.

Etwas weißes Pulver.

Dieses lag in einem kleinen Klümpchen beisammen zwischen der fetten Asche in der Urne. Es sah wie zerfallener Kalk aus, hatte aber etwas Glanz. Die Quantität mochte ungefähr 3 Gran am Gewicht betragen. Ich halte dieses Pulver für verkalkte Perlen. So selten die Perlen bei den alten Deutschen waren,

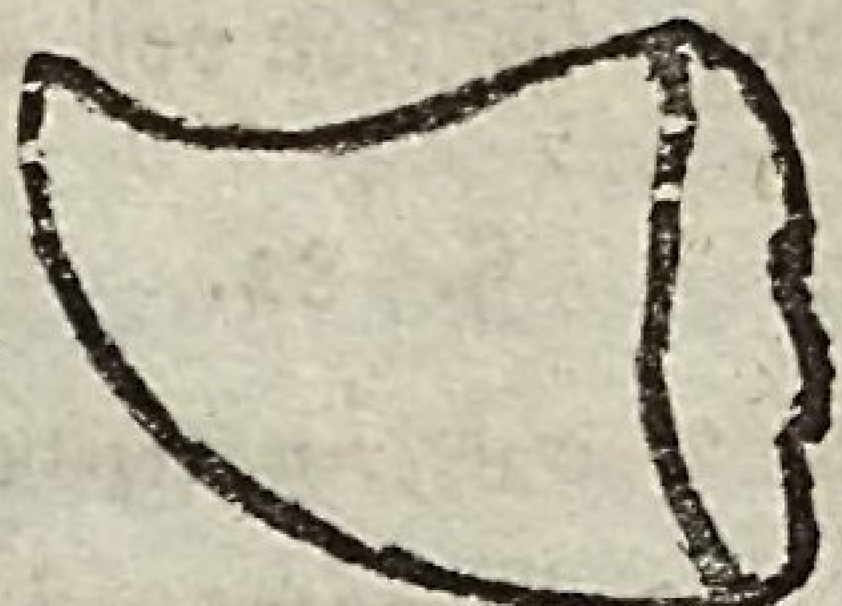
---

1) Neueste Mannichfaltigk. 136ste Woche.

so kann es doch seyn, daß die Germanierin als eine vornehme Person einige in ihrem Leben zum Schmuck, entweder am Halse, oder in den Ohren getragen habe, welche man ihrer Asche beifügte, mit der Zeit aber verkalkt wurden. Daß es indianische Perlen gewesen seyn sollten, läßt sich nicht denken; desto wahrscheinlicher aber ist es, daß es schottländische gewesen sind: denn die alten Deutschen hatten mit den Brittanniern eine enge Verbindung. Tacitus (1) hält den Ursprung der Brittannier und Germanier für eben denselben, versichert auch (2), daß die brittanische Perlen schon zu seiner Zeit bekannt gewesen. Da auch in den gemeinen Fluß- und Teichmuscheln nicht selten Perlen, obgleich von schlechter Art, angetroffen werden (3): so läßt es sich noch leichter erklären, woher die alte Germanierin solche genommen haben könne.

§. 81.

Bei der großen Urne (§. 60.) wurde noch ein besonderes Ding gefunden, welches wie ein Hörnlein ge-



1) Vita *Julii Agricolæ*. §. 4. 2) Ibidem §. 5. 3) Berlinisches Magazin. 4r B. St. 2. S. 109.

staltet war und wirklich eine hornartige Substanz hatte, ungefähr 1 Zoll lang, inwendig hohl, an dem einen Ende stumpfspitzig und geschlossen, am andern dick und offen war, und abgebrochen schien. So räthselhaft mir dieses Stück selbst, dessen Gebrauch, und die Ursache, warum es der Leiche beigelegt worden, anfangs vorkam; so zweifele ich doch nunmehr nicht, daß es der Nagel oder die Kralle einer Bären- oder Wolfstatze, und ein Ueberrest desjenigen Thierpelzes sey, welchen der hier Begrabene in seinem Leben getragen, und nachdem sein Körper verbrannt worden, mit ins Grab bekommen hat. Daß man den Leichen auch Kleidungsstücke in die andere Welt mitgegeben habe, obgleich man sie eigentlich nicht mit verbrannte, scheint gewiß zu seyn. Bekannt ist es auch, daß die alten Germanier sich in Thierhäuten kleideten (§. 25.). Die Kralle der etwa am Pelze gebliebenen Tatzenhaut konnte länger, als das übrige des Pelzes, der Vermoderung widerstehen, und darum scheint sie bis jezt in der Erde erhalten zu seyn. Daß Hörner und Thierklauen der Fäulniß eben so sehr, als harte Knochen in der Erde widerstehen, solches ist schon von andern bemerkt (1).

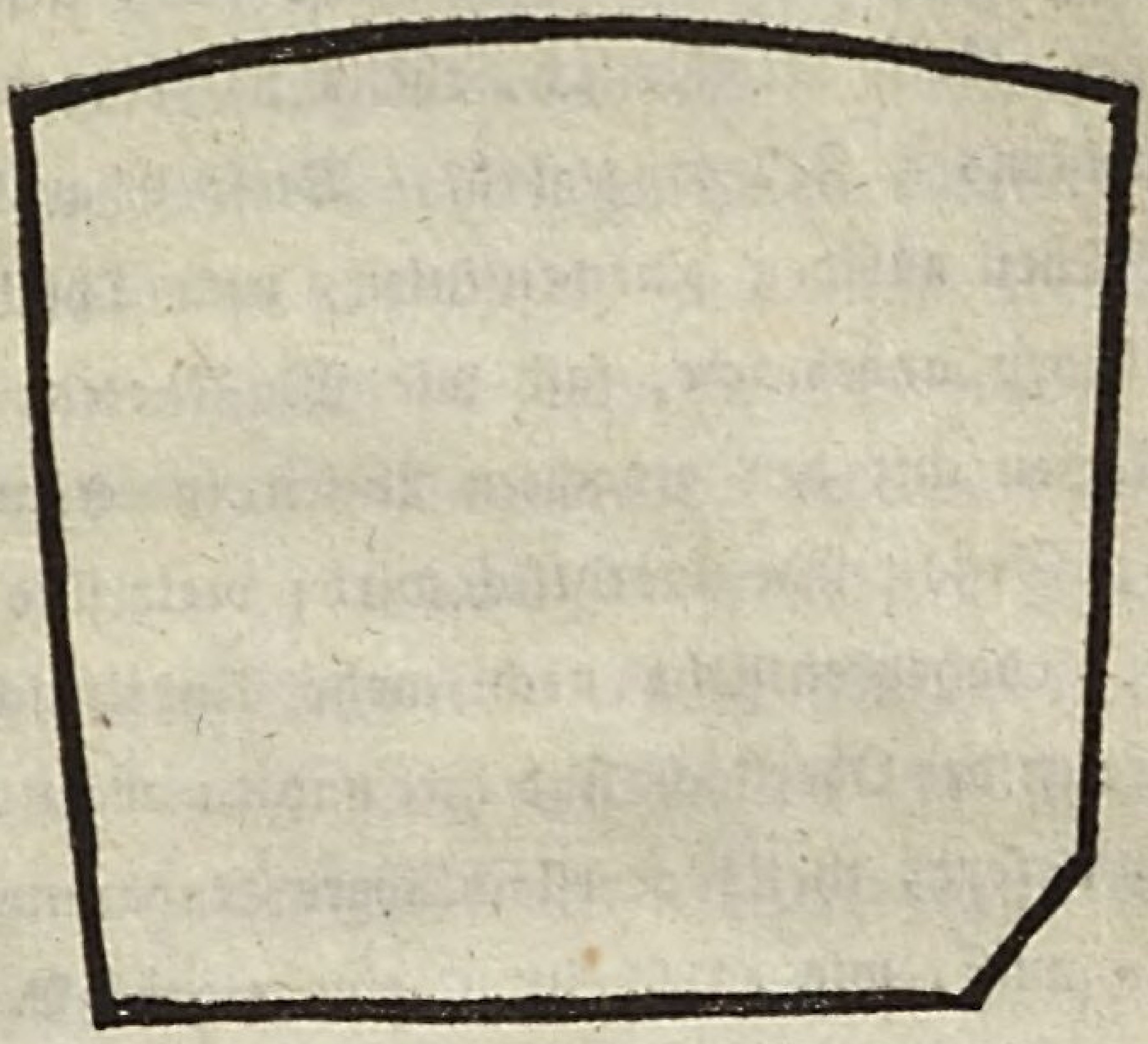
§. 82.

Ein mit fremden Charakteren bezeichneter Stein, oder der Runenstein.

In der Grabstätte seitwärts der großen zerbrochenen

1) *Garmann* de miraculis mortuor. L. III. Tit. II. §. 37.

Urne lag ein vorzüglich merkwürdiger Stein. Seine Form ist ein unregelmäßiger Würfel.



Die Höhe beträgt etwas über 10 Zoll, die Oberfläche 11 Zoll, die untere Fläche $8\frac{1}{2}$ Zoll. An einer Seite ist die untere Fläche etwa anderthalb Zoll gerade abgehauen. Die Oberfläche ist etwas konvex, die untere aber eben. Es ist ein grober, gemeiner, weißgrauer, aber doch fester Sandstein und grob behauen. Auf der Oberfläche sind Furchen ziemlich tief, aber sehr roh eingehauen, welche ungefähr 1 Zoll weit von einander stehen und, zwar in ziemlich gerader Linie, aber nicht nach der Länge und Breite, sondern schräge von einer Ecke nach der andern laufen. Zwischen diesen Furchen, welche als Hauptlinien erscheinen, sind noch

viele unordentliche Linien, welche von der groben Behandlung des Steinmetzen, welcher ihn ausgebildet hat, entstanden sind. Auf der obern oder breitern konvexen Fläche befinden sich viele äußerst rauh geformte Charakteren, theils oberflächlich, theils tief eingehauen, welche meistens ½ Zoll lang sind. Diese Charakteren sind zum Theil auf den Furchenlinien, zum Theil zwischen denselben angebracht, fast wie Musiknoten. Die meisten fließen mit den gedachten Linien in einander, woher ihre Gestalt sehr undeutlich wird; viele sind auch abgestossen, daher entsteht noch mehr Undeutlichkeit. Auch die Ecken der Oberfläche sind hier und da abgestossen. Die theils tiefere, theils oberflächlichere Einhauung der Charaktere muß, wie es scheint, eine eigene Bedeutung haben, weil sich einigemal ein und ebenderselbige Charakter nahe beisammen befindet, wovon der eine tief und gleichsam eingebohrt, der andere aber flach ist. Daß diese Charakteren nicht zufällig auf den Stein gekommen, sondern mit Fleiß gemacht sind, und überhaupt eine Beziehung auf die Grabstätte und die darin befindlichen Leichenreste, wenigstens eine besondere Bedeutung haben, und eine Schrift vorstellen sollen, ist gewiß. Denn nur die Oberfläche des Steins ist, wie gesagt, mit Charakteren bezeichnet; auf der untern und den Seitenflächen findet man aber nichts desgleichen. Auch kommen einige Charakteren mehr als einmal vor, und bei aller anscheinenden Unregelmäßigkeit ist doch eine gewisse Ordnung bei denselben nicht zu verkennen.

Sie haben keine Aehnlichkeit mit den hebräischen, alten und neuen griechischen und lateinischen, syrischen oder irgend andern mir bekannten Buchstaben. Auch nicht mit den Steinschriften, welche Pokoke (1) in den Morgenländern gesammelt oder auch andere Reisende in andern Ländern angetroffen haben. Unter denen in neueern Zeiten in Sibirien gefundenen unbekannten Steinschriften, welche in den neuesten nordischen Beiträgen (2) beschrieben und abgebildet sind, befinden sich zwar einige wenige Buchstaben, welche mit den gedachten Charakteren einige Aehnlichkeit haben, aber auch diese Aehnlichkeit ist für nichts zu rechnen. Die größte Gleichheit haben sie mit der sogenannten Runenschrift; denn mehrere Charaktere lassen sich bei dem ersten Anblick als runische erkennen, so daß daran kein Zweifel übrig bleibt, daß die Schrift auf dem Steine runisch sey. Wer entweder Runensteine, oder auch nur ächte Abbildungen derselben gesehen, wird solches zugeben. Die Schriften auf denselben sind fast immer zwischen zwei Linien oder Furchen eingeschlossen (3). Auf jenem Steine sind eben solche Linien oder Furchen; jedoch hat der Künstler, welcher die Charaktere eingehauen, entweder mit Willen, oder weil er zu nachläßig und unvorsichtig verfuhr, viele gerade auf den Linien, und die Linien selbst nicht gerade, sondern schräglaufend angebracht,

1) Beschreibung des Morgenlandes. 1r Th. 2) 2r B. Tit. 8. 3) Allgem. Welthist. 31r Th. S. 588.

zum größten Nachtheil der Deutlichkeit der Schrift. Zierlichkeit ist hier überhaupt gar nicht, sondern aus der ganzen Arbeit scheinet die äußerste Simplizität und Rohheit hervor. Alles zeiget die Kindheit der Schreibkunst mit runischen Buchstaben. Deswegen wage ich es zu vermuthen, daß dieser Runenstein wol der älteste von allen bisher bekanntlich existirenden seyn möge, und daß alle, welche sich in Schweden, Dännemark und andern nordischen Ländern befinden und daselbst, noch zur Zeit, entdeckt sind, später als dieser verfertiget worden. Um den Werth dieses Steines desto besser beurtheilen und schätzen zu können, finde ich für nöthig, hier von der Schreibekunst der Deutschen, und von den Runen überhaupt, etwas umständlicher zu handeln; besonders auch, weil die Auffindung der Runensteine, zwar in den eigentlichen nordischen Ländern nicht selten, dagegen aber im eigentlichen Deutschlande etwas ausserordentliches ist, folglich eine desto größere Achtung verdienet.

§. 83.

Man hat es für ungewiß halten wollen, ob die alten Germanier, da sie überhaupt in Künsten und Wissenschaften hinter andern damaligen Nationen weit zurück waren, die Kenntniß der Buchstaben oder die Kunst des Schreibens gehabt hätten, weil Tacitus (1)

---

1) De moribus German. §. 6.

ausdrücklich sagt, weder ihre Männer noch Weiber hätten das Geheimniß der Buchstaben (secreta litterarum) gehabt. Indessen hat gedachter Schriftsteller, so wie in einigen andern Stücken, welche die Germanier betreffen, auch in diesem geirrt, wenn er nicht etwa, wie ich glaube, unter dem Geheimniß der Buchstaben die gewöhnliche Schreibkunst nicht, sondern die Cryptographie oder geheime Schreibkunst andeuten wollen, deren sich oft die Römer bedienten (1). Vielleicht hat er auch unter secreta litterarum blos die Liebesbriefe verstanden, mit denen sich die deutschen Jünglinge und Mädchen nicht abgaben; wenigstens sollte man solches fast aus dem Zusammenhange, in welchem er dieses sagt, schließen. Tacitus sagt auch an einem andern Orte selbst (2), die Deutschen pflegten Zweige von Bäumen mit gewissen Noten zu bezeichnen und solche zum Weissagen zu gebrauchen. Wenn man nun auch nicht annehmen will, daß diese Noten grade sogenannte runische Charaktere gewesen wären, als welche ursprünglich nur einfache Striche waren: so sagt eben dieser Schriftsteller doch (3), es wären zu seiner Zeit an der Gränze Germaniens und Rhetiens Denkmähler und Grabhügel mit griechischer Buchstabenschrift vorhanden gewesen; und anderswo (4) erzählte er noch, daß ein gewisser cattischer

1) *Breithaupt* Ars deciferatoria. §. 5. 2) De morib. German. §. 4. 3) Ibidem. §. 1. 4) Annal. L. II C. XII.

Fürst an den römischen Senat Briefe gesandt habe, worin er versprochen, ihren Feind Arminius hinzurichten, wenn man ihm dazu Gift übersenden wolle. Auch Cäsar (1) sagt, daß sie sowol in öffentlichen, als Privatangelegenheiten sich grichischer Buchstabenschrift bedient hätten, und an einem andern Orte (2) versichert er, daß man im Lager der Helvetier Tafeln gefunden und ihm gebracht hätte, worauf mit griechischen Buchstaben eine Berechnung der aus ihrer Heimath gezogenen Völker verzeichnet gewesen. Daß damals die Deutschen und eigentliche Gallier griechische Buchstaben gebraucht haben, mag wol daher kommen, weil eine griechische Pflanzstadt zu Marseille war, von daher die griechische Schrift erst nach der Schweiz und demnächst weiter nach Deutschland gebracht ist (3). Daß die alten Germanier die Kunst zu schreiben verstanden haben, ist also ausgemacht gewiß; ob aber die griechischen Buchstaben die ersten gewesen, welche die Deutschen kennen lernten, imgleichen ob die Runenschrift, welche hier und da etwas Aehnlichkeit mit der griechischen hat, von dieser abstamme, oder von einer andern, welche älter als die griechische ist, solches ist ungewiß. Wahrscheinlich dünkt es mir, daß die Runenschrift älter als die griechische sey, und die Deutschen jene seit undenklichen Zeiten her gekannt haben.

---

1) De bell. gall. L. IV. 2) Idem. L. I. 3) Allgem. Welthist. 17r Th. S. 46. Not. Q.

Ein gewisser Schriftsteller (1) versichert, daß die nordischen Völker lange vor Erfindung der lateinischen und ehe die Kenntniß der griechischen Buchstaben zu den Römern gekommen wäre, ihre eigene Buchstabenschrift gehabt hätten, welche sich noch auf Steinen und Felsen befänden. Er meint die Runenschrift. Sie soll von den alten Scythen abstammen (2). Weil nun, wie schon oben (§. 24.) bemerkt ist, diese die Stammeltern der Deutschen gewesen seyn sollen: so wäre es leicht zu erklären, warum die leztern schon so früh zur Kenntniß der gedachten Schrift gekommen sind. Andere glauben, daß die Cimbrer die Erfinder der runischen Buchstaben und diese schon 600 Jahre vor den Zeiten Karls des Großen auch bei den Germaniern üblich gewesen wären (3). Einige schreiben die Erfindung derselben dem Odin, jenem berühmten Gotte der nordischen Völker zu (4); allein, die Runen sind wahrscheinlich viel älter, als Odin. Dieser hat sie zwar in die nordischen Länder eingeführt, aber nicht selbst erfunden, sondern von den Scythen erlernet (5).

§. 84.

Das wahre und eigentliche Alter der runischen Buchstaben läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Ein

1) *Magnus* Histor. Suec. L. I. C. VII. 2) Allgem. Welthist. 32r Th. S. 338. 3) *Breithaupt* Ars decifrat. §. 9. 4) *Verelius* Runograph. C. IV. 5) Allgem. Welthist. 32r Th. S. 338.

schwedischer Schriftsteller (1) behauptet, daß sie wenigstens schon 300 Jahre vor Christi Geburt entstanden wären, und aus dem damals abgekommenen jonischen Alphabete ihren Ursprung hätten. Ein anderer, Namens Johann Giöransson, welcher viele Holzschnitte von Runen, unter dem Titel: Bautil, herausgegeben hat, sezt gar einen schwedischen Runenstein in 2000 Jahre nach Erschaffung der Welt (2), und eben so bestimmen andere die Zeit der Sündfluth als den Anfang der Runenschrift (3). Dieses ist übertrieben, so wie auf der andern Seite diejenigen irren, welche die Erfindung derselben erst ins 11te Jahrhundert setzen. Daß wenigstens um die Zeit oder gleich nach der Zeit der christlichen Zeitrechnung schon die Runenschrift gebräuchlich gewesen sey, ist mehr als wahrscheinlich: denn im 4ten Jahrhundert wurden die alten einfachen Runencharakteren von den Gothen verbessert und dadurch vollkommener gemacht, daß sie den einfachen Strichen, woraus sie bestanden, Stützen oder Anhänge gaben, welche man an den Buchstaben des gothischen Alphabeths sieht. Der gothische Bischof Ulfila, welcher um das Jahr Christi 380 unter dem Kaiser Valens lebte, soll von diesem Alphabete der Erfinder seyn (4). Er übersezte das neue Testament in die

1) Benzels Entwurf einer Geschichte des schwedischen Volks. 2) Allgem. Welthist. 31r Th. S. 579. 3) Ibidem S. 574 4) Allgem. Welthist. 31r Th. S. 336 und 487.

gothische Sprache und schrieb es mit gedachten Buchstaben. Von den Runenbuchstaben sagt auch schon ein alter Schriftsteller (1), welcher Anfangs des 6ten Jahrhunderts lebte, daß sie unter den Franken üblich gewesen wären. Er beschreibt sogar ihre Art sie einzuschneiden.

§. 85.

Die Benennung Runenschrift hat ihren Ursprung vom alten Worte Rona, lernen oder gelehrt seyn (2), oder nach der Meinung anderer vom alten Worte Rynner, welches Furchen oder Einschnitte bedeutet (3). Beide Herleitungen sind passend. Leztere, weil die Runen selbst nicht allein eingeschnitten, sondern auch, obgleich nicht immer, doch gewöhnlich zwischen Furchen gestellt sind; erstere aber, weil die Kenntniß der Buchstaben eben nicht bei jedem alten Deutschen oder Normann, sondern nur bei ihren eigentlichen Gelehrten zu suchen war. Nur die Druiden oder Priester werden die Kunst zu lesen und zu schreiben verstanden haben, so wie noch lange nach Einführung des Christenthums die Gelehrsamkeit blos ein Eigenthum der Geistlichen und Mönche war und blieb. Diejenigen, welche bei den eigentlichen nordischen Völkern die Schreibkunst verstanden, nannte man Runame-

1) *Vennatius Fortunatus.*

2) *Sternhielm.* Præfat. ad Edit. Evangel. Ulphilæ.

3) *Olaus Wormius* de litteratura danica.

stare (Runenmeister), und diese machten ein eigenes Kollegium aus (1). Daß auch die Priesterinnen und Wahrsagerinnen der alten nordischen und deutschen Völker die Runen verstanden haben, ist wahrscheinlich. Ihre Benennung Alruna oder Alironia, welche eine kluge und weise Frau bedeutet, scheint davon herzukommen (2).

§. 86.

Die Schriften, durch welche man etwas für die Nachwelt aufbewahren wollte, wurden überhaupt in den alten Zeiten auf Felsen und Steinen eingegraben. Nachher bediente man sich auch des Holzes, der Metalle, der Thierhäute u. s. w. dazu. So ging es auch mit der Runenschrift, die ältesten und meisten trifft man in Stein gehauen an; doch wurden sie auch von den nordischen Völkern in großen Fischgräten, Baumrinden, hölzernen Tafeln, oder auch auf Stäben gegraben (3). Vom leztern Gebrauche soll die Benennung Buchstab herrühren. Die Gestalt der Runenbuchstaben ist deutlich auf den alten steinernen Denkmählern, deren man in Schweden, Dännemark und andern nordischen Ländern viele antrifft, aufbewahrt, und zwar findet man sie größtentheils auf alten Leichensteinen. Odin führte die Gewohnheit ein, großen Männern zum

---

1) Ibidem. 2) *Jornandes* de rebus geticis. 3) Allgem. Welthist. 32r Th. S. 338.

Andenken Steine zu errichten, welche beschrieben wurden (1). Die Gewohnheit, beschriebene Leichensteine zu sezen, dauerte nach der Einführung des Christenthums fort, und, wie bekannt ist, noch bis zu unserer Zeit. Die Schriftzüge der Runen sind nicht überall sich ganz gleich, sondern sehr verschieden. Einige Runen bestehen nur aus einfachen Strichen, andere sind zusammengesezter, so daß ihre Gestalt sich den griechischen und lateinischen Buchstaben nähert. Beide Arten trifft man in Schweden an. Die leztere Art findet man in dem eigentlichen Schweden auf den alten Runensteinen häufig, so wie auch in andern benachbarten nordischen Ländern, und man nennt solche die gemeine Runenschrift. Die erstere Art aber findet man nur auf den Steinen im Helsingeland, welches vormals die Quenen, ein uraltes Volk, das von den Gothen vertrieben wurde, bewohnten (2). Man nennt diese Schrift helsingsche Runen. Sie bestehen nur aus einfachen Strichen und Punkten, welche von ihrer verschiedenen Lage zwischen den Furchenlinien größtentheils die Bedeutung erhalten. Sie sind ohne Zweifel wo nicht die ursprünglichsten, doch wenigstens die ältesten Runen. Es ist ja sehr natürlich, daß man aus der Einfachheit derselben auf ein höheres Alter schließe: denn den Buchstaben erging es so, wie andern

1) Allgem. Welthist. 31r Th. S. 572. 2) Allgem. Welthist. 31r Th. S. 48.

Erfindungen, welche nur nach und nach eine größere Vollkommenheit erhalten. Die Runenbuchstaben haben ohnehin auch in spätern Zeiten manche Veränderung ihrer Gestalt erlitten. Es gibt sogar einige Runenschriften, welche man nicht entziffern kann, obgleich sie aus einem jüngern Zeitalter, als die gemeinen Runen sind (1).

§. 87.

Man machte ehemals von der Runenschrift einen doppelten Gebrauch. Eines Theils nutzte man sie als ordentliche Schrift, um für die Nachwelt Nachrichten aufzubewahren, welche entweder einzelne Personen oder öffentliche Sachen betrafen, oder auch dem noch Lebenden seinen Willen mitzutheilen. Andern Theils gebrauchte man sie als ein mystisches oder magisches Mittel, das heißt, zur Zauberei. Schon Odin soll in seinem Leben vermittelst der Runen allerlei bewunderungswürdige Künste und Thaten verrichtet und die Anwendung derselben den Priestern gelehrt haben, welche diese Zauberkunst fortpflanzten (2). Bekanntlich waren die Germanier und andere nordische Völker dem Aberglauben sehr ergeben, deswegen unterschied man die Runen in Alfrunas oder Swartrunas, das heißt Zauberrunen, deren Bedeutung und Anwendung geheim war; und in Malrunas oder Logorunas, welche zur gemeinen Schrift dienten (3).

1) *Wormius* litteratura danica. 2) Allgem. Welthist. 32r Th. S. 326. 3) Allgem. Welthist. 32r Th. S. 338. *Breithaupt* Ars deciferatoria §. 9.

Die Noten, mit welchen, nach dem Berichte des Tacitus (§. 83.), die Deutschen die Zweige der heiligen Bäume bezeichneten um daraus zu weissagen, scheinen Alfrunen gewesen zu seyn.

§. 88.

In einigen Büchern findet man Runenalphabete abgebildet. Die meisten derselben, ja fast alle, z. B. im Breithaupt (1), Schedius (2) u. s. w. sind eigentlich nicht altrunische, sondern neuere gothische Alphabete. Auch das Markomannische Alphabet des Hrabanus Maurus u. Wolfgangs Lazius, imgleichen das Angelsächsische, welche in der allgemeinen Welthist. (3) mitgetheilt werden, sind nicht altrunisch, obgleich sie davon abstammen. Gesner (4) gibt auf einer besondern Tafel des Eduardus Bernradus, sechs alte Alphabete, worunter ein gothisches nach Ulfilas Erfindung vom Jahre 388, und ein runisches aus dem Gothischen vom Jahre 400 ist. Im leztern kommen einige Buchstaben vor, welche auf dem Ruhenthalschen Steine, ungeachtet der Verstümmlung, kenntlich scheinen, z. B. das Cnesol, Lagur, Sol u. s. w. Besonders sind in der allgemeinen Welthist. (5) als Vignette 3 Runenalphabete angebracht, nämlich ein spanisches, gemeines und helsingsches, welche jedes nur aus 16 Buchstaben bestehen, nämlich aus f. n. th. o. r. k. h. n. i. a. s. t. b. l. m. r final. Das gemeine wird im beigefügten Holzschnitte unter Nro. I., das helsingsche aber unter Nro. II. mitgetheilt. Das helsingsche, welches der Prof. Magnus Celsius zuerst aus den Runensteinen des Hel-

1) Ibidem. 2) De Diis German. p. 445. 3) 31r Th. S. 595. 4) Lexicon manuale — latino german. et german. lat. 5) 31r Th. S. 209.

singelands entziffert hat (1), ist das simpelste, wie der Augenschein beweiset, und folglich nach aller Wahrscheinlichkeit das älteste. Die Ruhenthalsche Steinschrift hat damit die auffallendste Gleichheit in Gestalt und Einfachheit der Charakteren und der Lage derselben zwischen den Furchen oder Linien. Manche dieser Buchstaben, z. B. das m, n und r stehen aber in einer umgekehrten Lage, wenn man sie mit den Buchstaben des helsingschen Alphabets vergleicht. Vermuthlich ist jene umgekehrte Lage die ursprünglich richtige. Denn wenn man zugleich den oben schon angeführten Umstand erwäget, daß einige Charakteren tief, andere flach eingehauen sind, welches sicherlich nicht ohne Bedeutung ist und eine sehr natürliche Simplizität des Schreibens anzeigt: so kommt man in Versuchung zu glauben, daß die Ruhenthalsche Runen älter, als die Helsingschen sind. Damit würde dann auch bestätigt, daß die eigentlichen Germanier die Runenbuchstaben eher, als die Schweden, Dänen und andere nordische Völker gekannt hätten; besonders wenn es wahr wäre, daß leztere den Gebrauch der Runen erst vom Odin gelernt und dieser selbst sie von den Scythen bekommen haben sollte: denn die Deutschen, als Abkömmlinge der Scythen, konnten sie von diesen gleichsam aus der ersten Hand und früher als Odin erhalten, und wahrscheinlich haben sie die erste und ursprüngliche Gestalt derselben beibehalten. Die Ruhenthalsche Runenschrift wäre also als die älteste und bisher einzige bekannte in ihrer Art, und als ein äußerst wichtiges Denkmahl anzusehen.

§. 89.

Daß es möglich seyn sollte, den Sinn dieser Schrift vollkommen herauszubringen, glaube ich nicht. Ich habe sie so genau, als menschenmöglich ist, kopirt, und theile sie hier, in Holz geschnitten, mit. Damit die Striche und Charakteren genau hervorkommen möchten, weil es

1) Ibidem S. 487.

äußerst schwer ist, auf dem grauen rauhen Steingrunde alle Furchen und Buchstaben deutlich zu unterscheiden, wusch ich erst mit warmem Wasser die Fläche des Steins rein und als sie trocken war, nahm ich fein gestossene Kohlen, streuete sie dick auf die ganze Fläche, damit sich alle Gruben ausfüllten, sprengte alsdann nach und nach reines Wasser gußweise darüber. So wurde der Kohlenstaub von der Fläche abgespült, die Gruben und Linien blieben aber voll und erschienen auf diese Weise deutlich als schwarze Schrift auf grauem Grunde. Dieser Holzschnitt zeigt sich verkleinert. Zwar erscheinen fast alle Buchstaben als bloße Klexe; dieses rührt aber daher, theils wegen der anfänglichen äußerst rohen Einhauung und Bearbeitung derselben, theils weil wegen des hohen Alters die Ränder und Ecken der Buchstaben abgestossen sind. Eben dieses macht die Bedeutung derselben unkenntlich. Wäre eine feinere und härtere Steinart, etwa Marmor, wo die Buchstaben deutlicher hätten eingetragen werden können, zum Denkmahl gewählt, oder wären diese anfänglich reiner gebildet und unverlezt geblieben: so würde es jedem Kenner der Runenschrift durch Vergleichung mit dem alten Runenalphabete, besonders dem mehr erwähnten helsingschen, leicht seyn, diese Schrift zu lesen. Nun aber scheinen fast alle Charakteren sich ähnlich und ihre genaue Bedeutung wird ewig ein Räthsel bleiben, wenn nicht etwa, bei fortgesezter Untersuchung der Grabstätten im Ruhenthale, sich mehrere solcher Steinschriften, welche deutlicher sind, finden lassen. Mit aller angewandten Mühe und meiner Kenntniß der Entzifferungskunst, von welcher leztern ich durch meine im Jahre 1782 herausgebene und mit Beifall aufgenommene A n f a n g s g r ü n d e d e r E n t z i f f e r u n g s k u n s t den Beweis dargelegt habe, habe ich doch hier keinen vernünftigen und zusammenhängenden Sinn herausbringen können, und die verdorbenen Charakteren aus bloßer Vermuthung zu ergänzen, wollte und durfte ich nicht.

---

§. 90.

Beschluß.

Wenn man alle genugsam beschriebenen Umstände, welche die Ruhenthalsche Grabstätte betreffen, und alles, was darin gefunden ist, mit einander vergleicht, so wird sich nunmehr mit größter, an Gewißheit gränzender Wahrscheinlichkeit das Alter derselben bestimmen lassen. Sie muß entweder noch vor, oder bald nach Christi Geburt angelegt seyn. Aelter als die Zeit Karls des Großen und des von demselben hier eingeführten Christenthums und gegebenen Verbotes, die Leichen zu verbrennen, ist sie gewiß. Die darin befindlich gewesenen Pferdeknochen und eisernen Waffenreste zeugen ferner, daß sie uralt sey, weil alles der Beschreibung entspricht, welche Tacitus und Jul. Cäsar von den Begräbnissen der Germanier und Gallier mitgetheilt haben. Aus der Einfachheit der darin gefundenen Sachen läßt sich auch schließen, daß sie vor Odins Zeit, nämlich vor dem 3ten Jahrhundert angelegt sey; denn Odin verlangte ausdrücklich, daß man den Leichen viele Kostbarkeiten nach Vermögen mitgeben sollte. Diese finden sich aber in diesem Grabe eigentlich nicht; sie würden aber doch gefunden seyn, weil zur Zeit Odins, die vorher an Kostbarkeiten der armen Germanier schon mehr Verkehr mit andern Nationen hatten, von denen sie dergleichen bekommen konnten. Hierzu noch die gefundene Runenschrift, deren Buchstaben älter, als die sehr alten Helsingschen und andern in Schweden, Dännemark und andern nordischen Ländern gefundenen Runenschriften sind.

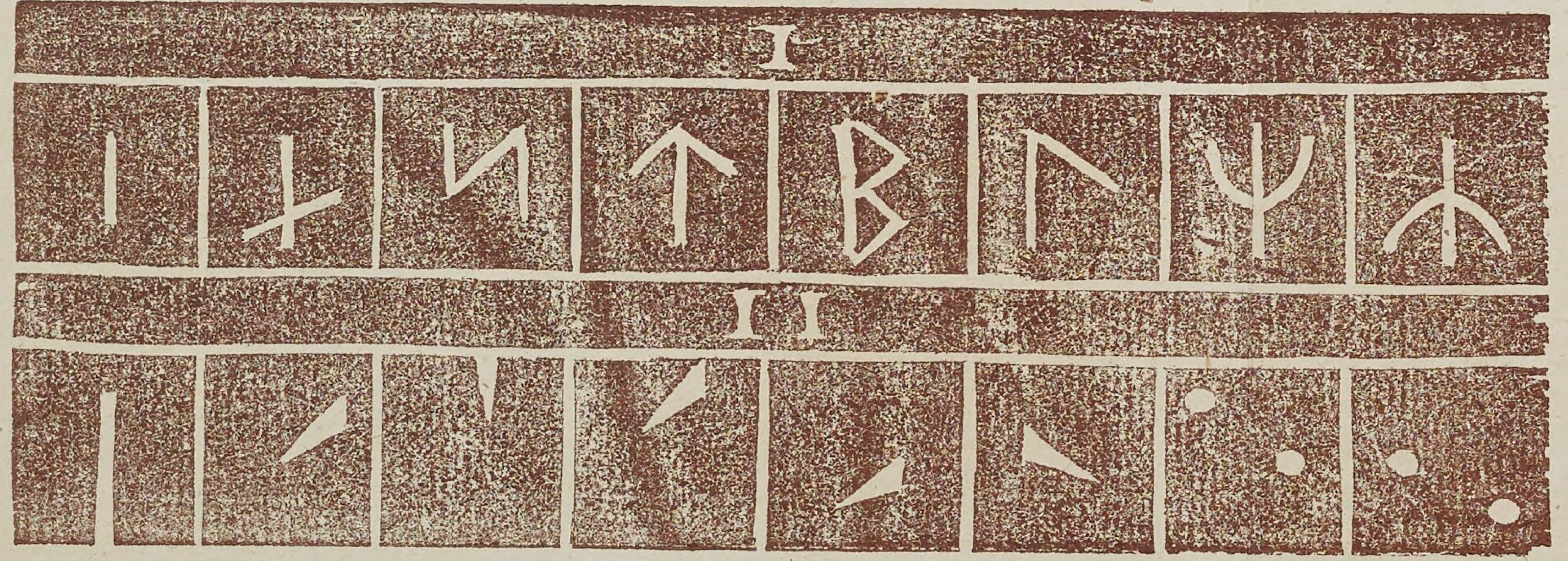
Druckfehler.

Seite	28.	Zeile	16.	statt	Fuhrmann, Fährmann.
—	50.	—	14.	—	Bergschede, Brenschede.
—	53.	—	5.	—	Santer, Sater.
—	56.	—	4.	—	alles, war alles.
—	58.	—	2.	—	Stangen, Spangen.
—	79.	—	25.	—	zersezt, nicht zersezt.
—	89.	—	13.	—	Hand seyn, Hand geführt seyn.

I. Das gemeine Runenalpabet.

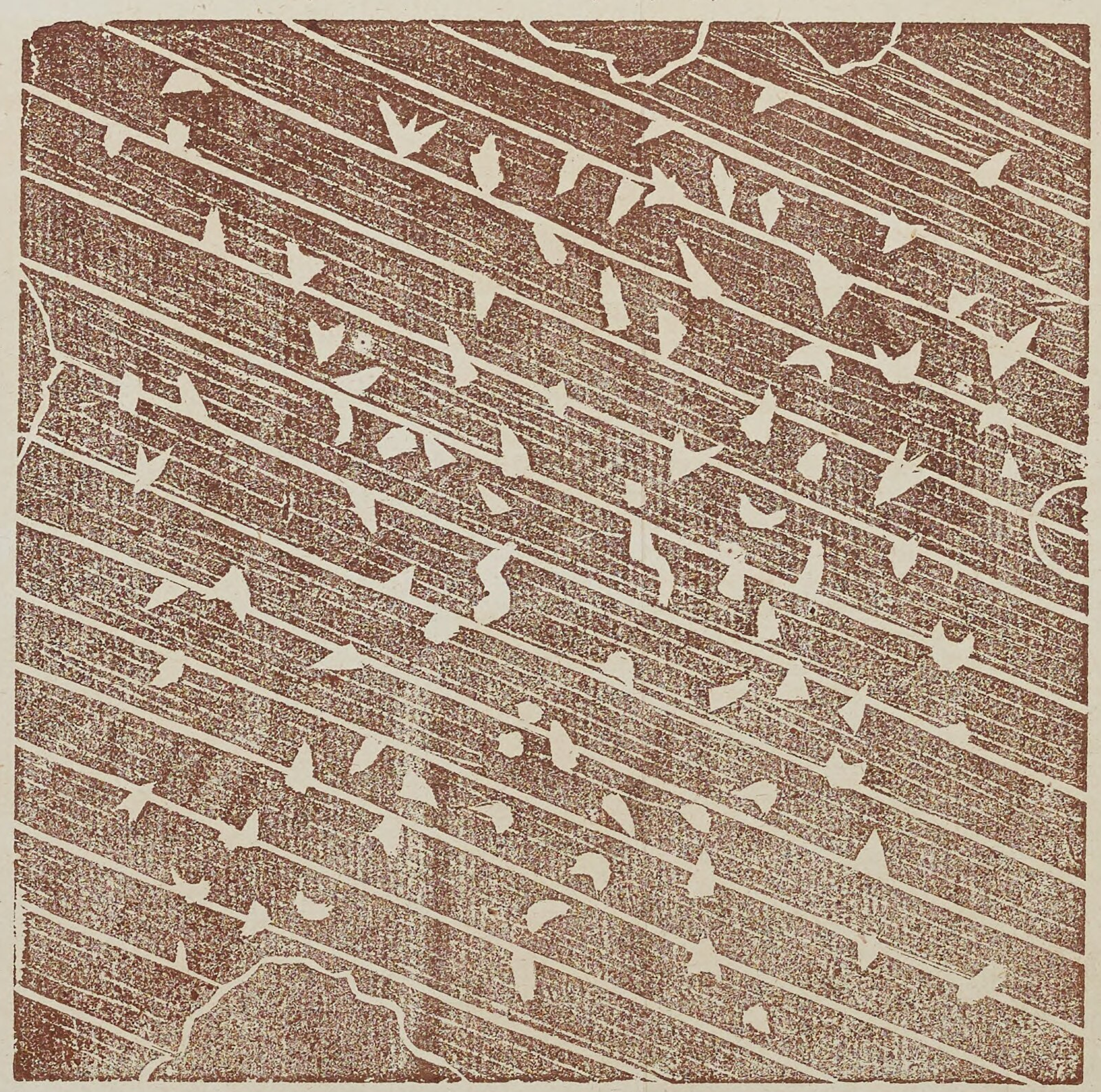
II. Das helsingsche Runenalpabet.

F. N. TH. O. R. K. H. N.



I. A. S. T. B. L. M. R final.

Die Schrift auf dem Ruhenthalschen Steine.



Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kortum, Carl Arnold,

Beschreibung einer neuentdeckten alten germanischen Grabstätte nebst Erklä
rung der darin gefundenen Alterthümer zugleich etwas zur Charakteristik
alter römischer und germanischer Leichengebräuche und Gräber

Dortmund 1804

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Arch.o.16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11707978-6